



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1934

10 (1934)

Bergkämmeinrich

Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhäuser Mission

Nummer 10

Oktober 1934

52. Jahrgang

Maria im Rosenhag

Es blüht ein Kreuz von keuschen Rosen
An deiner Brust in bunter Pracht;
Allein die schönste Himmelsblüte
Hast du zur Weihnacht uns gebracht:
Das Himmelsröslein Jesus Christ,
Der unser aller Heiland ist.

Es strahlt im lichten Wald von Kerzen
Dein Bild, so himmlisch mild erhellt,
Doch reiner als die reinsten Lichter
Erstrahlt dein Kind: das Licht der Welt.
Des Vaters Abglanz, Jesus Christ,
Der unsre wahre Sonne ist.

Es ist dein Herz zu allen Zeiten
Von sieben Schmerzensschwertern wund.
Doch eins drang dir von diesen sieben
Bis in der Seele tiefsten Grund —
Das Schwert, das durch zwei Herzen ging,
Als Jesus tot am Kreuze hing.

• P. Siegfried Schneider OFM.

Missions- und Ordenspioniere

Br. Cyprian Rebol, RMM.

Fast gleichzeitig mit Br. Melchior in Centocow — nämlich im September 1923, — starb auf der 50 Meilen von dort entfernten Missionsstation Clairvaux unser lieber Br. Cyprian Rebol. (Sein Name ist im Einklang mit den Cypressen des Impendhle-Friedhofes, die sein stilles Grab überschatten.) Sein Andenken ist uns allen in Ehren!

Der heiligmäßige Laienbruder wurde geboren am 16. Oktober 1845 in Birkendorf, Bezirk Krainberg in Krain. Sein Taufname war Lukas. Von Beruf war er Maurer und folgte 40 Jahre alt dem Ruf Gottes in den Ordensstand. Er wurde eingekleidet am 18. April 1882 und starb am 16. September 1923 in Clairvaux. Er zählte zu der „historischen Baukolonne“ des Pater Franz, welche damals in den Gründungsjahren im Sturmschritt von Station zu Station eilte um überall die ersten Notbauten aufzuführen. — Als Steinbrecher und Maurer nahm Br. Cyprian solcherweise am Aufbau der meisten älteren Mariannhiller Stationen teil. Von Einsiedeln bis Lourdes und von Ötting bis Clairvaux, seiner letzten Lebensstation.

Mit großer Vorliebe baute der „kleinste, aber zähteste Umati“ (d. h. Werkmann) Kirchen und Kapellen. Seine erste stand neben der bekannten „Blechabtei“ des Mariannhiller Klostergründers, seine letzte steht unweit des Insinga, auf dem Übergangsgebirge zur „südafrikanischen Schweiz“ bei Impendhle. Dieser Kirche ward unlängst die Krone aufgesetzt. Br. Cyprian konnte nämlich den bis 1922 aufgerichteten Turm aus Altersschwäche nicht vollenden. So erhielt der massiv-steinerne Turm erst 1933 sein Obergeschoß mit Helmbedachung und abschließender Kreuzesspiße.

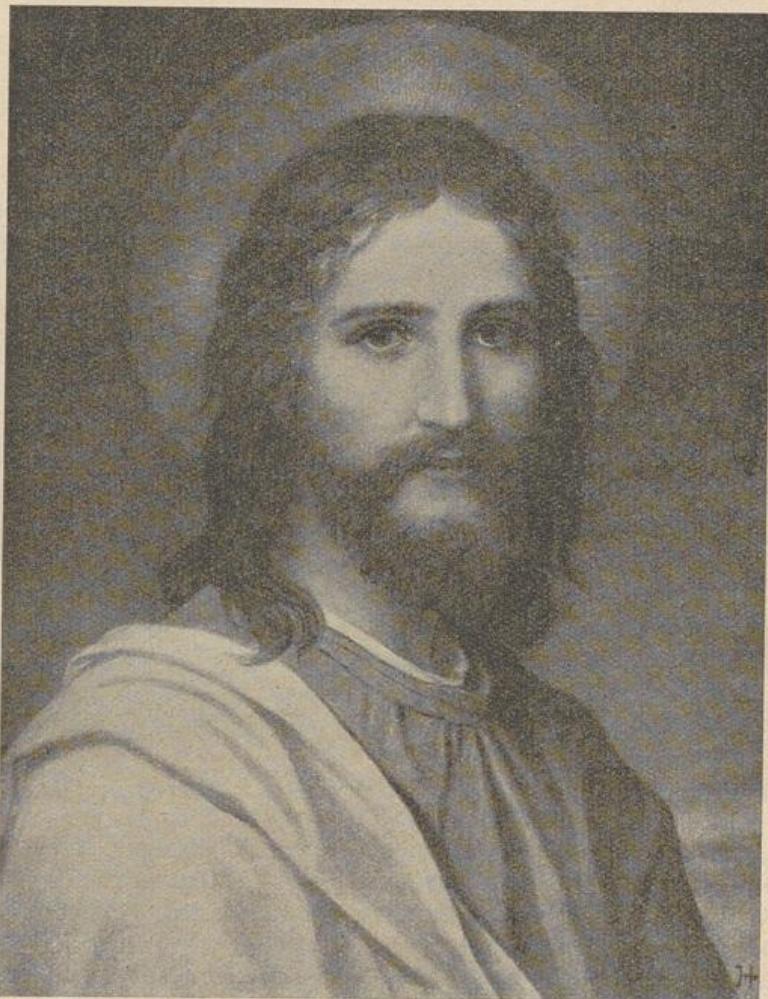
Unzählige Schweißtropfen vergoß der Pionier von 1905 bis 1908 am Hlatikulu. Zum Bau der dortigen Missionskirche von Maria Ratschitz im heutigen Natal-Vikariat, besorgte er das Brechen, Behauen und Grundlegen der schweren Granitsteinblöcke und führte die Mauern zu beträchtlicher Höhe. Es ist die schönste und geräumigste Kirche der Gegend.

Über die vier Jahrzehnte seines unermüdlichen Ora- und Laboralebens wäre ein ganzes Büchlein zu schreiben. Aber unsre gedrängten Pionier-skizzen müssen sich auf Weniges beschränken. Hier einiges von dem, was die Missionszeitschriften gelegentlich bereits davon erzählten. Zunächst seine kurze „Jugendgeschichte“ mit besonderen Einzelheiten.

Vor bald 70 Jahren zog in weiter, menschenleerer Gegend Kroatiens ein flotter Handwerksbursche seines Weges. Hinter ihm die endlose, stauende Landstraße, vor ihm ein am Horizont auftauchender Wald. Der Wanderer ist jung und rüstig, — ein Maurergeselle von kleiner Statur und großem Durst! Es soll damals ein leichtfertiges Bürschchen gewesen sein, das die Kirchenwände nur von außen, die Kneippen und Vergnügungslokale umso besser von innen kannte . . . Doch eben hier und heute ist er ungeahnterweise am entscheidenden Wendepunkt seines Lebens angekommen.

In der Hoffnung auf ein gutes, aber noch in weiter Ferne liegendes Nachtkwartier hurtig voranschreitend, hört er auf einmal hinter sich ganz merkwürdige Töne . . . Umschauend rast ein Ungetüm wie ein riesiger Hund

mit glühenden Augen und schnaubendem Rachen auf ihn los.*) Den einsamen Wanderer packt heillose Angst und galoppierende Flucht vor dem Verfolger. Das Ungetüm kommt näher und näher. Schon versagen Kräfte und Atem. — Im nächsten Augenblitze werden die drohenden Krallen und Zähne ihn zerreißen! — Da steht zur Rechten der Landstraße ein steinernes Kreuz, — seine Rettung! — Der Todgeweihte birgt sich hinter ihm, umflammert es mit dem Hilsruf um Schutz und Erbarmen und



Der Heiland der Welt Zum Christkönigsfest!

sieht — keine Spur mehr von dem Ungetüm! Es war verschwunden und der Gerettete gelobt zu Füßen des Kreuzes ein neues, besseres Leben!

Nicht sehr lange darauf klopft er an der Pforte des eben erstehenden Trappistenklosters Maria Stern in Bosnien . . . Unter der strammen Leitung des Gründers, Pater Franz Pfanner, wird aus dem gründlich Bekleideten bald ein musterhafter Novize, fleißiger Arbeiter und großer Veter.

*) Anm. d. Red.: Damals waren in dortiger Gegend die Wölfe noch keine Seltenheit.

Er zieht 1880 mit nach Afrika und erlebt die Strapazen der Neugründung von Dunbrody am Sunday-River. Vom Gebetsgeiste erfaßt, versucht er mit Erlaubnis des Obern das Leben eines Einsiedlers in der großartigen Wildnis und Einsamkeit des Kaplandes. Doch Erfahrung und knurrender Magen führen ihn wieder ins werdende Kloster, das bald mit dem unvergleichlich besseren Mariannhill in Natal vertauscht wird. Da fand er seine eigentliche Erdenheimat!

Nun begann ein 40 jähriges arbeits- und opferreiches Missionsleben für den eifrigen Ordensbruder. Als Steinbrecher und Maurer in afrikanischer Sonne half er im Schweiße seines Angesichtes eine ganze Reihe Missionsbauten, Wohnhäuser, Schulen Kapellen und Kirchen errichten. Sein Feierabendwerkstück steht im äußersten Nordwinkel des heutigen Mariannhiller Vicariates, ein massiver Steinbau mit Turm. Schon über 70 Jahre



Unsere im Frühjahr nach Mariannhill abgereisten Missionare

alt, wollte er noch trotz mangelnder Kraft, in schwerer Arbeit das Werk vollenden. Doch Gott nahm mit dem guten Willen vorlieb und holte den getreuen Knecht zur wohlverdienten Ruhe unter dem Schatten der Friedhofsyppen von Clairvaux.

Außer Kirchen und Kapellen errichtete der gute Bruder noch viele andere Wahrzeichen der fortschreitenden Mission im Heidenlande. Da ein Kreuz ihn gerettet, drängte es ihn lebenslänglich zur Ausrichtung von Kreuzen, wo immer sich Gelegenheit dazu fand. Noch heute stehen so manche dieser Erinnerungszeichen in Holz und Stein auf Anhöhen, Hügeln und Bergen der verschiedensten Mariannhiller Stationen, wo der unermüdliche Missionspionier aus Slavonien gearbeitet. —

Der Erzähler lernte den „Bruder-Kreuzaufsteller“ vor Jahrzehnten kennen und schätzen. Er war eine gute Seele von erstaunlichen Einblicken in die innere Welt des Glaubens. Einer der größten und beharrlichsten Beter der Gründungsperiode, voll Einfalt, Treue, und nieversagender Opferwilligkeit. Aus öfteren Unterredungen könnte höchst Erbauliches von der tiefen Religiosität und reisen Tugend des Heimgegangenen berichtet werden.

In späteren Jahren überschritt seine kindliche Naivität manchmal die gewohnten Grenzen. Frug man ihn, ob er diese oder jene Arbeit geleistet, so wehrte er eifrig ab: „Nein, nein, das hat der liebe Gott getan!“ Gott, die armen Seelen und sein Kirchenbau waren seine Hauptgedanken. Als während des Krieges der Bau einige Zeit stille lag, konnte sich der gute Bruder der Klage nicht ganz enthalten. Er wandte sich an den Chrw. Vater Abt: wenn diese Arbeit nicht vorangeht, müsse er den Abt „vor den Richterstuhl Gottes fordern!“ — Wie sehr er den bekannten heiligen Bruder Deodatias nachahmte erhellt aus seinem steten Lieblingspruch: „Gott sei Dank!“ Diesen wiederholte er in guten und schlimmen Tagen. Auch bei ungünstigem Wetter, Unwohlsein und jedem Ereignis. Einmal war Besuch auf der Station. Pater Rektor sagte zu Br. Cyprian: „Morgen geht der Besuch wieder fort.“ — „Gott sei Dank!“ war die etwas unüberlegte Antwort! So war der liebe Gott immer sein erster und letzter Gedanke . . .

Bis ins hohe Alter erhob sich der ausdauernde Asket jeden Morgen gegen 2 Uhr vom harten Lager und bezog seinen Gebetswachposten in der Missionskirche. Lebenslänglich blieb er Vegetarianer. Geißel und bitre Kräuter waren sein „Gewürz“. Fast täglich sah man ihn dreimal den Kreuzweg auf „den Knieen gehen“. Der Rosenkranz kam nur bei der Arbeit aus der Hand. Viel Ähnliches wäre noch zu erzählen, z. B., daß er die kurze Nachtruhe auch noch opferte, indem er als Aufseher der schwarzen Schulknaben wie diese auf dem harten Boden schlief, Flöhe und ähnliche Ruhestörer gern hatte und sich schutzlos der afrikanischen Sonne aussetzte . . .

Unser Pionier stand einem Matt Talbot von Dublin kaum nach. Sicher überholte er diesen durch die lange Zeitdauer seines heroischen Bußleidens. Von 1880 bis 1923 schon vollzog Bruder Cyprian Tag für Tag die laute Mahnung der lieben Gottesmutter in Lourdes, Fatima und Belgien: Betet viel! Buße! Buße! 43 Jahre sind für einen schwachen Menschen jedenfalls eine lange Zeit. Nicht alle bestehen diese Probe.

Daz der seinem ausgesprochenen Berufe treu Nachlebende von mehr als einer Seite seiner Umgebung nicht verstanden wurde, beirrte ihn keineswegs in der Ausführung seiner bestgemeinten Strenge. Verkennung bleibt das glückliche Los aller Nachfolger des Heilandes, der am allermeisten verkannt war bis in den Tod, ja noch heute und bis ans Ende der Welt verkannt ist . . . Auch in Ordensgenossenschaften begreifen nicht alle den Zusammenhang der Dinge. Nicht alle verstehen das Geheimnis des Kreuzes, die Glaubenstatsache der Gemeinschaft der Heiligen und den Unterschied zwischen „Eigensinn“ und Festhalten am höheren Ideal — gerade auch zum Besten der Mitbrüder hier und in der Ewigkeit . . . Dort werden die Absichten eines jeden Herzens offenbar und der Richter über alles weiß das verkannte Gute zehnach zu belohnen und auf dem Wege sogar zum Heile für die oberflächlichen Tadler und allzu raschen Verurteiler auszuwerten. Das wird einmal eine Fülle von Überraschungen geben im untrüglichen Lichte der andern Welt!

Zu den sonstigen freiwilligen Kreuzen trug Br. Cyprian also auch die Zugabe lebenslänglichen Verkanntseins in stiller Geduld. Für die „Andersgesinnten“ betete er doppelt und den Engherzigen antwortete er mit weitherziger Zuwendung seines Bußlebens in herzlichster Liebe. Eine seiner „Lieblingsleistungen“ aber wurde durchweg von allen bewundert und geschätzt: die Aufrichtung vieler Kreuze im Missionslande! Mehrere derselben ragen auf steilen Berggipfeln. Einige standen oder stehen zum Teil

wohl noch am Rande tiefer Abgründe auf überhängenden Felsen. Jedermann staunt, wie der kleine Mann so schwere Fels- oder Holzstücke anbringen und zu einem Kreuze aufzurümen konnte?!

Zu seinen lieben Kreuzen pilgerte der Bruder nicht selten und gedachte wohl der Stunde, wo ein Kreuz am Wege in Kroatien ihn so wunderbar gerettet, bekehrt und zum Trappisten und Missionar gemacht hatte. In beiden Eigenschaften war „Sankt Cyprian“ vom einsichtigen Missionspersonal geschätzt. Er war ein wirklicher Missionär von Gottes Gnaden. Die innere Mission des Gebetes, die äußere der Arbeit und die doppelte des guten Beispieles wirkte auch auf die Eingeborenen mächtig ein. Vielleicht hat der Schweigende mehr Seelen gewonnen als die Meister des Wortes. Hier sahen die Naturkinder Afrikas einen Europäer so ganz nach dem Evangelium leben und mehr tun als es verlangt . . . Das sind überzeugende Predigten die unwiderstehlich zu Herzen dringen und gleichzeitig von Gott wirksame Gnaden erlangen dem ziehenden Beispiele zu folgen.

Den 42 Dienstjahren folgte ein Jahr der Altersschwäche und körperlicher Gebrechen. Br. Cyprian musste die Waffen strecken und die Handarbeitsgeräte mit dem Rosenkranz vertauschen bis ans Ende. Statt der gewohnten Bußübungen schenkte die Vorsehung ihm ein anderes goldenes Kreuz. Atemnot, Bruchleiden, Erstickungsanfälle infolge Halsverschleimung und manches andere ertrug der Leidende in erbaulicher Geduld. Sehr schwer war ihm in den letzten Tagen das Gefühl gänzlicher Verlassenheit, ja Furcht vor dem Tode und der — Hölle. Wiederholt rief er die ihn pflegenden Stationsgenossen laut um Hilfe an. Leib und Seele hingen wie zermalmte am Kreuze. Dieser peinliche Zustand bildete wahrscheinlich sein Fegefeuer . . .

Doch die Millionen Ave Maria die der Sterbende zeitlebens zum Himmel gesandt, zeigten sich nicht vergebens im entscheidendsten Augenblitze. Heilige Maria Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes! Die mächtigste Helferin der Scheidenden tröstete ihren Diener. Unter ihrem Schutz und Schirm schied die geprüfte und bewährte Seele in Frieden aus dieser Welt.

Im 77. Lebensjahre rief der Herr über Leben und Tod seinen getreuen Knecht zur ewigen Ruhe. Im Monate des Festes Heilig Kreuzerhöhung und der innigst verehrten Schmerzensmutter durfte er in die wahre Heimat ziehen, im September 1923! Volle 10 Jahre harrt er nun schon unweit der letzten seiner Missionskirchen des großen Tages der Auferstehung. Der in stetem Gebets- und Arbeitsdienst hingeopferte Leib erwartet da den Tag der Vergeltung, wo Br. Cyprian sein heroisches Bußleben im Frieden der durch das Kreuz Erlösten glücklich beschloß. Die Seele aber ist wohl längst eingegangen in die unendliche Freude ihres Herrn!

Sein Grab im Waldesschatten der entlegenen Missionsstation wird zwar wenig besucht, da eben fast keine Europäer die Gegend sehen und noch weniger das Leben des geringen Laienbruders kennen. Aber die treuen Stationsgenossen wissen um den versenkten Schatz und so mancher der eingekorenen Christen gedenkt noch der lebendigen Predigt des alten Meisters im Ukufolwa, Ukuomba noku Tanda: im Glauben, Hoffen und Lieben! Von diesen Drei sprach der Heimgegangene so gern zu seinen Lehrlingen im Handwerk, deren er im Laufe der Jahre einige Hundert betreute und denen er so eindringlich das Ora und Labora lebendig vor Augen stellte. Diese drei Worte in der Zulusprache meißelte Br. Cyprian mit Vorliebe in seine Steinkreuze, deren zum Beispiel auch in Reichenau noch einige auf den moosgrauen Dächern stehen.

Damit diese Drei auch in den Herzen der Leser aufgefrischt werden mögen durch die hinreizende Macht des guten Beispieles, zeichnet der von seinem Generalobern Beauftragte diese kleinen Bildchen der verewigten Mariannhiller. Nicht ganz der Vergessenheit anheimfallen sollte das Leben und Wirken unsrer bewährten Vorfahren im Ordens- und Missionsleben. Wenn das Licht der Vergangenheit nun auch in weitere Kreise der Gegenwart hineinleuchtet und durch die Missionspresse in ferner Zukunft noch vielen Seelen scheint, erfüllt sich das inhaltsgroße Wort: „Die Werke der Gerechten sind eine kostbare Saat des ewigen Lebens. Nimmer vergeht ihre fortdauernde Kraft und bis ans Ende der Zeiten mehrt sie unsterbliche Früchte!“



Frohe Ferien!
Mariannhiller Scholastiker (Alohsianum Lohr a. Main)

Wie so viele andere, kannte der Schreiber den guten Bruder Kreuzaufsteller gar wohl. Er schaute seinen erbaulichen Wandel und hatte vertrauliche Gespräche mit ihm. So kann persönliche direkte Erfahrung den im Herrn Verstorbenen ein Kränzchen von Vergißmeinnicht auf das stille Grab legen. Die es finden und aufmerksam betrachten, werden nicht ohne Nutzen von den etwa Hundert kleinen Hügeln scheiden, die den größeren Maria-Anna-Hügel umgeben. Die einen in nächster Nähe unter dem Schatten des nächsten Baumes inmitten des Friedhofes von Mariannhill. Viele andere im weiten Umkreis der heutigen Missionszentrale. Einige in der europäischen Heimat. Von diesen Saatfurchen des Gottesackers geht heute noch Segen aus und wird sichtbar im wachsenden Missionswerk. Wohl nicht wenige unserer Getauften verdanken die Gnade des Christentums dem Schweize jener, die einst unter Tränen säten. Der Segen dringt auch ins Heimatland zurück, das solche Pioniere nach Afrika entsandte. Sie waren wohl längst „aus den Augen und aus dem Sinn“ — aber die Tugend, Liebe und Gnade stirbt nicht, sondern feiert geistige Auferstehung im Lebendigen Gott!

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling, RMM.

Erstkommunion-Feier: Auf der Missionsstation Lourdes empfingen kürzlich 116 Schulkinder die erste hl. Kommunion. Dieser Festtag der lieben Kinder wurde mit der größten Feierlichkeit begangen. Die Anteilnahme der ganzen Christengemeinde war vorbildlich und höchst erbaulich. — Auch auf einer Außenstation von Mariannhill, nämlich in Umdumezulu, konnten anfangs Juni 45 Schulkinder zum erstenmal an den Tisch des Herrn, zum besten Freund der Jugend geführt werden. In der großen Prozession, in der die Kinder feierlich zur Kirche geleitet wurden, beteiligte sich auch die Musikapelle von Mariannhill.

Fest der seligen Uganda-Marthrer: Im Eingeborenen-Priesterseminar bei der Missionsstation Mariatal wurde, wie in den vergangenen Jahren, so auch dieses Jahr das Fest der seligen Uganda-Marthrer höchst würdig gefeiert. Der Apostolische Vikar von Mariannhill, Se. Erzellenz, Bischof Adalbero Fleischer RMM., der ja von Uganda einige kostbare Reliquien der schwarzen Glaubenshelden für das Seminar erhalten hat, hielt ein feierliches Pontifikalamt mit großer Assistenz. Von den benachbarten Missionsstationen Mariatal und Mariahilf waren die Gläubigen herbeigeeilt, um an dem schönen Feste teilzunehmen. Die Festpredigt wurde von dem jetzigen Schriftleiter unserer Eingeborenen-Zeitung „Umafrika“, P. Wilhelm Kieck RMM., gehalten.

10. landwirtschaftliche Ausstellung in Mariannhill: Am 1. Juli wurde in Mariannhill die 10. landwirtschaftliche Ausstellung eröffnet. Zu den Eröffnungsfeierlichkeiten waren der Hauptkommissar für die Eingeborenen in Natal, der oberste Schulinspektor für die Eingeborenen-Schulen, der Direktor für die Eingeborenen-Landwirtschaft, der Magistrat von Pinetown, der Distriktschulinspektor, sowie mehrere andere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und viele Eingeborenen erschienen. Die Ausstellung war von den Eingeborenen-Landwirten wieder äußerst gut besucht worden. Von Jahr zu Jahr kann ein Fortschritt verzeichnet und vor allem eine Verbesserung in der Qualität der Ausstellungszimmern wahrgenommen werden.

Eine Führertagung der C. A. U. in Mariannhill: Vom 3.—6. Juli kamen in Mariannhill die Führer und Delegierten der Katholischen Afrika-Vereinigung (CAU.) der Bistümer Mariannhill zur üblichen Jahrestagung zusammen. Der erste Tag wurde programmatisch als Einführungstag zugebracht und somit der Segen Gottes auf die Konferenz herabgerufen. Der Rektor der Mission von Mariannhill, der hochw. P. Jakob, hatte sämtliche Vorträge für den Einführungstag übernommen. Nach dem Tage der stillen Sammlung und seelischen Erneuerung wurden abwechselnd von geistlichen und weltlichen, weißen und schwarzen Persönlichkeiten verschiedene Referate gehalten. Der hochw. P. Joh. Bapt. Sauter RMM. sprach über das Sparen und das Sparkassenwesen; der Eingeborenen-Priester Dr. Eduard Mganga hielt einen

Vortrag über den Beruf zum Priesterstand; P. Jakob RMM. klärte die Erschienenen über die Vorteile der Ein- und Verkaufsgenossenschaften auf; über dasselbe Thema sprach auch der Eingeborene Mr. B. W. Pungula; P. Wilhelm Kick RMM. hielt ein Referat über den Zusammenschluß aller Katecheten zu einer Vereinigung; P. Laurentius RMM. forderte die Katecheten auf, sich zu organisieren und ihr verantwortungsvolles Amt mit der größten Pflichttreue auszuüben; die Schwester Salvatoris CPS. erteilte Unterricht im Kochen und gab Anweisung zum Aufbewahren und Einmachen von Früchten; die Eingeborenen-Schwester, Sr. Edista Hadebe sprach über Kindererziehung; die Lehrerin, Miss L. P. Vilafazi hielt ein Referat über die Zusammen-



Mariannhilller Scholastiker in Ferien
(Aloysianum Lohr a. Main)

arbeit von Eltern und Lehrern; die Lehrerin, Miss Mgobhozi gab Belehrungen über die gute Behandlung und das Ausbessern der Kleider. Ferner hielt der Eingeborene Mr. R. Mswazi, einen Vortrag über gutes Pflügen und gute Behandlung der Milchkühe; Mr. Z. Kumalo aber sprach über die Bewegung zur Einführung der neuen Zulusschreibweise. Schließlich nahmen noch die Eingeborenen W. J. Gumede zu dem Thema: Landankauf — und Mr. B. Cele zum Thema: Arbeit und Erfolg in der CAU. — das Wort. An der ganzen Tagung nahmen 150 Lehrer und Lehrerinnen, Katecheten, Delegierte der Bauernvereinigung, der Kreditkassen, der Männer-, Frauen- und Jungfrauen-Vereine usw. teil. Es wurde bei dieser Tagung gute Arbeit geleistet. Die Eingeborenen Südafrikas im allgemeinen und jene im Apostolischen Vikariat Mariannhill im besonderen werden sicher aus dieser Tagung der CAU. in Mariannhill reichen Nutzen und Gewinn ziehen. Um dieselbe Zeit tagte auch die CAU. des Vikariates Natal in Newcastle.

Unter andern Rednern hatten dort die Einberufer der Tagung unsern P. Bernard Huß RMM. und den Missionsarzt Dr. Mc. Murtric von Mariannhill gewonnen.

Opferfreudige Christen in Revelaer: In Natal raffte kürzlich eine Seuche unzählige Pferde hinweg. Darunter waren natürlich auch sehr viele Missionspferde. Auch P. Valentin Faulhaber auf der Missionsstation Kwa St. Joseph, verlor beide Missionshelfer, die den Schreiber oft über Berg und Tal trugen. Auf der Missionsstation Revelaer war es ähnlich. Dort haben aber die Christen sofort eine Sammlung veranstaltet, damit sich ihr Missionar, P. Joseph Schwemmer RMM., so schnell als möglich wieder ein anderes Pferd verschaffen kann. Die Sammlung ergab die schöne Summe von 10 Pfund Sterling und 4,3 Schilling, das sind 204,25 Mark. Ferner brachten 76 Frauen je einen Bündel Deckgras zum Decken eines Hauses, das den Lehrern und Katecheten, die von den Außenstationen gelegentlich zur Hauptstation kommen, als Wohnhaus dient. Diese Tat der Revelaerer Christen ist ein Zeichen großer Opferfreudigkeit und apostolischen Eisens; denn ohne Pferd wäre es dem Missionar einfach unmöglich, die vielen Kranken und Sterbenden zu besuchen, und die teilweise weit entfernten Außenstationen seelsorglich zu betreuen. Die Revelaerer Christen betreiben also katholische Aktion im schönsten und wahrsten Sinne des Wortes. Wenn man dazu noch weiß, wie arm die Eingeborenen sind, dann muß man tatsächlich den guten Leuten die vollste Anerkennung zollen. — Gott möge ihnen alles reichlich vergelten!

Zulumärchen

Von Br. Petrus, RMM.

(Fortsetzung)

Der Vogel Strauß und die Schildkröte

Der Strauß begegnete einmal einer Schildkröte und machte sich über deren Langsamkeit lustig. Da sagte die Schildkröte, sie könne auf ebener Bahn dem Strauß Schritt halten. Der Strauß glaubte ihr nicht und so kamen sie überein, sie wollten es morgen ausprobieren. Die Schildkröte rief alle ihre Bekannten zusammen und postierte sie in Abständen auf der Laufbahn bevor der Strauß kam. Als dieser kam und zum Lauf bereit war, ließen sie los. Aber die Schildkröte lief nur eine kleine Strecke, dann kehrte sie zum Ausgangspunkt zurück. So oft als der Strauß in seinem Lauf an einer Schildkröte vorbeikam, ging dieselbe aus dem Grase heraus und rief ihm zu: „Lauf doch schneller, Freund, ich habe hier auf dich gewartet.“ Dann lief sie eine Strecke mit und kehrte auf ihren Posten zurück. Als der Strauß an's Ziel kam, saß dort eine Schildkröte und rief: „Kommst du endlich, bin schon lange da!“ Der Strauß glaubte ihr nicht und verlangte, daß noch einmal gelaufen werde. Die Schildkröte war einverstanden und dann gings wieder los. Der Strauß lief so schnell, bis er tot zusammenbrach.

Zeige uns dein Reich!

X.

Komme, o König der Welt in dein Eigentum! Besiße dein Reich! Segne dein Volk! — Du allein bist der Retter der Menschheit!

Zum neunten Male feiert die katholische Christenheit das Christ-Königs-Fest. Durch göttliche Fügung wurde es im rechten Zeitmonat für das Wohl aller Völker eingesetzt. Die praktische Anwendung der Grundwahrheit vom universalen Königtume Christi wäre das sichre Heilmittel gegen die Hauptübel der Gegenwart und die Gefahren der Zukunft. Denn Christus bleibt nach ewigem Plane der gelegte Grund, die Ordnung und Vollendung aller Dinge.

Auch in der allgemeinen Erschütterung ist er der ruhende Pol. In der modernen Finsternis das nie versagende Licht. Im Chaos der Auflösung der lebendige Mittelpunkt der Einheit und des Friedens!

Durch das feierliche Rundschreiben „Quas primas“ stellte der Papst im Jubiläumsjahr 1925 das Licht der Welt gleichsam auf die höchste Bergspitze des Erdkreises. — Zehn Jahre stand der Leuchtturm vor aller Augen. . . . Aber viele wollten seinen Glanz nicht sehen. — Der König von Anbeginn stellte sich den Völkern abermals vor . . . Doch wenige ließen ihn herrschen in ihrer Mitte. — Aufs neue kam er in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Er wollte das Reich in Besitz nehmen um es Allen zu schenken. Sie verschmähten die königliche Gabe. — Segen bot er seinen Untertanen — und die meisten wählten den Fluch. — Was konnte er den Treulosen noch mehr tun?

So muß denn der beste Hirt seine Herde blutenden Herzens noch einmal den Wölfen und Schrecken der Wüste überlassen. . . . Die Küchlein wollten sich nicht unter die schützenden Flügel versammeln lassen. — Jerusalem erkennt nicht, was ihm zum Frieden dient . . .

Über den Wolkenmassen strahlt dennoch die Sonne in unverminderter Klarheit fort . . . „Christus wird das Geheimnis der menschlichen Erlösung vollenden, alle Geschöpfe seiner milden Herrschaft unterwerfen und ein immerwährendes, allumfassendes Reich der unendlichen Majestät des ewigen Vaters übergeben!“ Fiat! Amen.

Ein Gott! Ein Glaube! Ein Volk!

O würden alle Menschen hören
Was Gott in tiefster Seele spricht
Und kindlich glauben alle Lehren
Der Kirche in der Wahrheit Licht:

Ein jeder Zweifel wär' entschwunden
Im Glanz der einen Religion
Vom Zwiespalt würde bald gesunden
Die Welt — in einer Konfession!

O würde jeder Mensch vertrauen
Dem besten Vater, Christi Wort,
Auf die Verheißung einzig bauen
In Hoffnung auf die Heimat dort:

Gefahr und Bangen wär' zu Ende,
Ein jeder lebt' in Sicherheit,
Und alle reichten sich die Hände
Zum gleichen Ziel der Ewigkeit!

O würden alle Menschen lieben
Den König und sein herrlich Reich,
In seinem Dienste einig üben,
Was allen ziemt und nützt zugleich:

Die Menschheit wär' ein Volk von Brüdern
In Christo eine Nation,
Die Reichen, Armen, Hohen, Nieder'n
Geeint um seinen Friedensthron!

O welch' ein Glück erblüht' auf Erden,
Nach Gottes Plan und Ideal! —
Warum kann es nicht sein und werden? —
Was hindert, Mensch, die weise Wahl? —

Streif' ab den Stolz, sei rein an Sitten,
Gib Glaube, Hoffnung, Liebe Platz . . .
Dann lebst du in des Friedens Mitten
Und er ist aller Völker Schatz!

Von der Missionstagung in Frankfurt

Nach der grundsätzlichen Darlegung der katholischen Missionsidee durch den Fürsten Löwenstein zeigte sich die junge Generation in anderer Art und anderer Sprache im nachfolgenden Redner, dem Diözesanpräses Dr. Mund aus Aachen.



St. Theresia vom Kinde Jesu

Mission der Jugend im Reiche Gottes!

In dieser Feierstunde springt auf eine heilige Sehnucht: „Zu allen komme dein Reich!“, ein stahlharter Wille: „Wir tragen Christus in die Welt!“, ein Hochziel: „Alle müssen das Leben im Überfluss haben!“, die priesterliche Sendung: „Ite missa est!“; „Gehet, es ist Stunde der Sendung.“ Aus solcher Stunde wächst uns die Freude und Angriffsgeist, die im Wort unseres Heiligen Vaters ausspricht: „Wir sind aus Gnade und Willen Optimisten.“

Unser Gelöbnis an die erprobten Streiter im Gottesreich:

„Wir bleiben aus Gnade Optimisten.“

Wir stehen und wachsen in der Gnade. In staunender Ehrfurcht wollen täglich wir stehen vor dem Gottesreich in eigener Seele. Wir sind aus königlichem Geschlecht. Keiner von uns darf entarten! Darum ist das Apostolat vorbildlichen Lebens uns froh ergriffene Aufgabe. Gottes Söhne und Töchter müssen Durchsichtige, Menschen ohne Maske und Lüge bleiben. Wo immer sie in der Heimat gefunden werden, da bricht ein goldenes Zeitalter für die Mission an. Je mehr wir selbst Schauspiel geworden sind für Engel und Menschen, um so ehrfürchtiger ringen wir betend um die Lösung des Fluches bei den Dämmerselen des Heidentums.

Wir wachsen im Kraftfeld Christi. Unser Verhältnis zu Christus im Brote der Starken wird uns Tiefenmesser unserer apostolischen Gesinnung bleiben.

Wir bleiben aus Willen Optimisten.

Das bedeutet uns: Für das Gottesreich um uns sind wir an jedem Tag verantwortlich. Darum bleibt uns erstes Gebot: Wurzelechte Gottesliebe. In unseren Reihen müssen wachsen die glühenden Beter.

Als Menschen lauteren Willens werden wir kirchenfroh bleiben. Wer Missionsfelder sieht, für den ist die Kirche die einzige, an keine Grenzen gebundene Großmacht. Ihm bleibt sie größter Segen der Welt. Von ihr weiß er, sie hat in ihrer langen Missionsgeschichte Schlachten, aber noch nie einen Krieg verloren. Wer sich an ihr vergriffen hat, ist an ihr zu Grunde gegangen. Für uns ist sie Mutter der Völker.

Jeder von uns hat den stahlharten Willen, Kämpfer für Gottes Reich in der weiten Welt ohne Furcht zu bleiben. Aufgabe des Streiters: Auf der Insel der Dämonen muß die Stadt Gottes gebaut werden. Im Ringkampf des Theaters siegt und unterliegt der Mensch, im Ringkampf der Geister muß

Gott Sieger bleiben.

Wir Streiter, wir bekämpfen jeden Unglauben bis auf die Wurzel, wir lieben die Suchenden bis zum letzten Atemzuge. Katholischer Eroberungsgeist soll uns durch nichts beschränkt werden. Wir fordern geistige Weltheerrschaft. Zeugen der Wahrheit müssen wir werden bis an die Grenzen der Erde. Fruchtbare Fernstenliebe. Wenn wir leiden, beten und schaffen für das Weltreich der Kirche, lebt in unseren Herzen Bruderliebe ohne Auswahl. Ein jeder Mensch trägt Gottes Angesicht. Der Lichtstrahler unseres Betens und Opfers geht nach China und dem Mandschu-Staat, Japan und Indien, Philippinen und Australien, Afrika und Amerika. Golfstrom der Liebe, die sich in Opfern bewährt, soll aus der Heimat zu unseren Missionaren fließen. „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe!“ Menschen, aus Gnade und Willen gewachsen, sind die Hoffnung der Zeit und der Kirche. Sie tragen die große Last Gottes und schultern sie wie Christophorus.

Sei uns gegrüßt, Jugend, in der Gnade, Jugend des lauteren Willens, der klaren Augen. Durch dich wächst Gottes Reich an allen Enden.

Bischof Hilfrich dankte in bewegten Worten für den Missionstag, der eine Mission für Frankfurt und seine ganze Diözese gewesen sei. Er sei zu tiefst überzeugt, daß Mission echte Karitas sei, und trotz eigener Sorgen hänge er nicht um die Hilfe, die seine Diözesanen der Mission schenkten. Denn einmal geweckte Karitas sei niemals einseitig fruchtbar. Er ermunterte die Anwesenden zu eifriger Mitarbeit für die Missionen in den päpstlichen Missionswerken. Ein besonderer Beweggrund müsse auch sein die Sorge um diese Auslandsdeutschen im fernen Land, um diese Pioniere deutscher Kultur, die sicherlich zu unseren Besten zählten.

Ergreifende, feierliche Stille trat ein, als der Oberhirt mit den anwesenden Missionsbischoßen den apostolischen Segen spendete, auf daß echte katholische Missionsliebe in den Herzen der Zuhörer Wurzel fasse.

In der Antoniuskirche hatte unterdessen Pater Bruno, der 26 Jahre in Afrika als Mariannhiller Missionar gewirkt hat, zu der dichtgedrängten Volksmenge gesprochen. Nach ihm hatte noch der betagte Bischof Sauer das Wort genommen.

Das Frankfurter Katholikenkomitee hatte in mühevoller Vorarbeit wertvolle Hilfe geleistet, daß diese Kundgebung echt katholischer Aktion einen so eindrucksvollen Verlauf nahm.

Zwischendurch tagten die Generalversammlungen der einzelnen päpstlichen Missionswerke, sowie des Priestermissionsbundes.

Stimmen aus dem Königsraal

Von P. Joseph Kammerlechner, RMM.

„Der Staat bin ich“. Dieses Wort des sogenannten „Sonnen“königs Ludwigs XIV., schreibt Hugh Marshall Hole in seinem Buch über die Völkerwanderung in Afrika, oder wie er es nennt „der Vorübergang der schwarzen Könige“, hat Mzilizazi, der Gründer und erste König der Matabele mit voller Wahrheit und wirklichem Rechte auf sich anwenden können. Schon der erste Matabelekönig Mzilizazi ist der Gegenbeweis für die Behauptung, daß der Bantuneger dem Europäer an geistiger Befähigung weit nachstehe. Man kann dagegen wohl nicht anführen, daß Mzilizazi usw. eben Ausnahmen waren und über den Durchschnittsbantu weit hinausragten; denn auch von den Europäern hält die Geschichte eben nur die Namen einiger großer Männer fest, aber deswegen heißt das noch lange nicht, wenn der Schreiber dieser Zeilen und wohl die meisten geehrten Leser nicht als Größen der Nachwelt erhalten bleiben, daß wir diesen großen Männern geistig vollständig unterlegen sind. Wenn es demnach unter den Bantus führende Männer gegeben hat wie einem Mzilizazi, so heißt das auch nicht, daß sonst keine schlauen Köpfe darunter waren.

Mit Mzilizazi fängt die Geschichte der Matabele an, an seinen Namen ist der Aufstieg dieser Kriegernation gebunden. Wenn wir Feldherrenkunst und Kriegsführung, sowie Regierungskunst und Organisation als überragende Geistesgaben betrachten, wenn sie in einer Person vereinigt sind, was muß man dann Mzilizazi zugestehen, der eine Nation nicht nur als Feldherr geführt hat, der eine Nation nicht nur organisiert und in

straffer Disziplin gehalten hat; was muß man einem Mzilizazi zugestehen, der eine Nation neu geschaffen hat. Vor ihm gab es keine Matabele. Dieser Name ist unzertrennlich mit dem Namen Mzilizazi verbunden; denn er war nicht nur der erste König der Matabele, er war der Gründer, der Schöpfer dieser Nation.

Tschaka, der Napoleon der Bantus, hat die militärischen Fähigkeiten Mzilizazis schon erkannt und ihm das Oberkommando über 20 000 Mann anvertraut. Als junger Heerführer von kaum mehr als 27 Jahren hat er ungefähr um das Jahr 1817 bei einem erfolgreichen Kriegszug einen Teil der Beute für sich behalten, was er mit seinen Hauptleuten unbedingt mit dem Tode hätte büßen müssen. Da er aber sein Leben nicht schon mit 27 Jahren abschließen wollte, entschloß er sich zur Flucht und die ganze Armee folgte begeistert ihrem Feldherrn. Damit war eine neue Nation ins Leben gerufen, die Matabele. Aus diesen 20 000 Mann seiner Armee hat Mzilizazi durch die Macht seiner eigenen Persönlichkeit eine neue Nation geschaffen.

Vorerst war er nur über die Drakensberge geflohen, um sich vor Tschaka in Sicherheit zu bringen; aber im Laufe der Jahre drangen sie immer weiter nach Norden. Der Schrecken aller anderen Stämme waren sie. Schon der Name des ersten Königs meldet uns vom Schrecken, den seine Kriegerscharen verbreitet haben; denn Mzilizazi heißt Blutspur.

Dieser Matabelekönig Mzilizazi organisierte seine ganze Nation in eine beispiellose Armee. Es gab nur einen Stand, ein Gewerbe: den Soldaten, das Kriegshandwerk. Von diesem Gedanken wurde alles beherrscht. Nur wer die Fähigkeiten hatte zu einem Soldaten, hatte Recht auf Leben. Von den bezwungenen Feinden galten nur jene der Schonung würdig, die sich für den Militärstaat Mzilizazis geeignet erwiesen: Junge Burschen, die einen tüchtigen Soldaten abgaben und junge Mädchen, die als Kriegerfrauen auch gesunden Jungen das Leben geben konnten und so zu Soldatenmüttern befähigt waren. Mit Frauen und kleinen Kindern und Greisen und Kranken aber konnten die Matabele nichts anfangen. Diese Untauglichen fielen bei der Mustierung durch und wurden erbarmungslos niedergehauen.

Das war Mzilizazis System der Rekrutierung seiner Regimenter. Die jungen Burschen und Männer wurden bei den Raubzügen seiner Krieger nicht niedergemacht, sondern sie wurden Mzilizazis Rekruten. Wohl kein Militärarzt war so sicher in seinem Urteil über die gesundheitliche Beschriftung seiner Rekruten als Mzilizazis militärische Ausbildung. Diese militärische Ausbildung war so gehalten, daß kein Schwächling übrig bleiben konnte. Diese sind alle den Anforderungen erlegen und nur der tadellose Krieger blieb übrig, nur er war würdig, in die Matabelenation eingereiht zu werden.

So gab es auch keine Bürgerdörfer, sondern jedes Dorf war die Kaserne eines Regiments, der Bürgermeister der Oberst dieses Regiments. Wie schon bei einem europäischen zivilisierten Staat die Haltung eines großen Heeres und der Ausbau desselben zu Kriegsgefahren führt, so war das Rekrutierungssystem und die Notwendigkeit der Ertüchtigung seiner Krieger nation der ständige Anlaß zu Raubzügen in die Gebiete der angrenzenden Stämme, die neben den neuen Rekruten und Bräuten für seine Krieger auch noch reichlich Vieh einbrachten, eine Notwendigkeit zum Feste feiern.

Wenn die Disziplin des deutschen Heeres ganz besonders im Weltkrieg Bewunderung abzwang, so können wir Mzilizazi unmöglich unsere Be-

Bewunderung versagen. Disziplin baut sich auf auf der unbedingten Unterwerfung unter den oder die Führer und die Schlagkraft einer Armee ist abhängig von dem Oberkommando in einer einzigen Hand. Mzilizazi konnte mit unbestrittenem Recht sagen: „Der Staat bin ich!“ Seine Persönlichkeit allein war Kopf und Herz der ganzen Matabelenation. Sein Wort allein war Gesetz für die ganze Nation und jede leiseste Übertretung dieses unge schriebenen Gesetzes wurde mit dem Tode bestraft, weil Verrat am König und deshalb an der ganzen Nation.

Die Matabelekrieger waren vollständig von ihrem König abhängig, ja sie waren nicht einmal frei im heiraten, sondern mußten die Erlaubnis dazu von ihrem König holen. Diese Heiratserlaubnis wurde oft nach einer guten Waffentat einem ganzen Regiment zugleich gegeben. Auch das Vermögen des einzelnen, ganz besonders von seinen indunas (Hauptleuten) wurde vom König überwacht und diese Überwachung besorgten ausgezeichnet die Frauen des Königs. In jedem Militärraal hielt sich dieser nämlich mehrere Frauen, durch die er ganz genau über alle Vorgänge im Kraal unterrichtet wurde. Auch er selbst war fast ständig auf Reisen, um seine Regimenter zu besichtigen und zu überwachen. Die ganze Kriegsbeute war ausschließlich Eigen-
Hochw. P. Leonhard Wörsching, RMM., feierte
tum des Königs und somit primiz in Eisenstein, bahr. Wald, Ostmark
durste es auch keiner bei
Mzilizazi wagen, dasselbe Verbrechen zu begehen, das er selbst unter Tschaka begangen hatte.

Mzilizazi hat in späteren Jahren nie mehr persönlich seine Heere in den Kampf geführt und das wohl aus Berechnung, um seinen Ruhm als unbesiegter Feldherr nicht einzubüßen und so seinem fast übermenschlichen Ansehen und damit auch seiner ungeheueren einzigdastehenden Machtstellung keinen Abbruch zu tun. So hatte Mzilizazi das fast unglaubliche Werk zustandegebracht, eine Nation zu gründen aus Angehörigen der verschiedensten Stämme, die alle gleichsam aufgesaugt wurden von dem kleinen Häuflein aus reinem Zulublüt, das er aus Natal mitgebracht hatte. So findet man z. B. auf unserer großen Missionsfarm Abkömmlinge von vielerlei Stämmen und nur ganz vereinzelt rein Zulublütige. All dieses Völkergemisch hat die überragende Persönlichkeit eines Mzilizazi zu einem Stamm zusammengeschweißt, den heutigen Matabeles. Seit 1847 bis zu



seinem Tode 1868 war Mzilikazi auf der Höhe seiner unvergleichlichen Machtstellung. Der Staat war tatsächlich er und er allein. Es existierte nur ein Wille im Matabelereich und das war der Wille des Königs.

Kein europäischer Fürst hat wohl je eine solche uneingeschränkte Macht besessen wie Mzilikazi, ja sein organisatorisches Talent überragte das eines Tschaka, der durch Mörderhand fiel. Mzilikazi starb wie ein Friedensfürst in dem von ihm gebildeten Reiche, außer jeder Gefahr von Seiten eines seiner Untertanen. Und doch waren diese seine Untertanen die gefürchtetsten Räuber und Mordbrenner. Wir müssen zugestehen, daß er zu den großen Männern der Weltgeschichte gehört, mögen ihn seine europäischen Zeitgenossen auch gleichsam für den „menschgewordenen Satan“ gehalten haben. Er war ein Kind seiner Zeit und seiner Umgebung für Afrika und es tut an sich seinen überragenden Fähigkeiten keinen Eintrag. Sedenfalls ist eine Nation, die einen solchen Mann hervorgebracht, keine minderwertige. Übrigens war er bei all seiner Grausamkeit ein gerader, aufrichtiger Charakter, der keine Verstellung, List und Heimtücke kannte. Sein System lag offen zutage.

(Fortsetzung folgt).

Ein Jahr Missionsschule St. Josef Altdorf

1. Der schwere Anfang

Jetzt noch anfangen, wo es in der Schweiz bald mehr Missionshäuser und Schulen gibt als Berufe! — So sagte man gerne mit einer gewissen Übertreibung. Und Übertreibung lieben viele; ja es kommt ihnen der ganze Missionseifer als eine Übertreibung vor. — Doch diese erkennen das Zeichen der Zeit und überhören den klaren Aufruf des Papstes zur Mehrung des Reiches Gottes auf dieser Welt und zwar gerade jetzt in der Stunde der großen Entscheidung. Sie übersiehen auch sein Wort, daß es der Berufe genug gäbe, nur müsse man sie suchen und pflegen.

Sollten überdies gerade die Mariannhiller, die sogar als erste vor gut vierzig Jahren den Missionsgedanken in der Schweiz geweckt haben, nicht die Möglichkeit haben, auch hier ihre Schweizer-Berufe auszubilden? Hat nicht zudem auch die Vorsehung hier vorgearbeitet, den Weg und das Haus gezeigt? Gut, wenn es Gottes Wille, dann wird auch in St. Joseph ob Altdorf das neue Missionshaus erstehen; nach Gamaliels Spruch soll gerade bei Werken, die auf Glauben und Gnade aufgebaut sind, der Erfolg erst den göttlichen Urheber bezeugen. Aber der menschliche Einsatz muß gewagt werden.

2. Die ersten Berufe

Wie soll ein fast unbekanntes Haus ohne große Propaganda die ersten Leute finden? — Tatsächlich wollte sich lange nichts regen im Odenwalde. Rufen wir da die Heiligen an, nicht zuletzt die unserer Zeit eigens gegebene Fürbitterin für Priester- und Missionsberufe, die kleine und doch so große Heilige von Lisieux! — Sie helfen. Ich weiß nicht mehr alle, die sich gemeldet, Geeignete und Ungeeignete, Leute

mit halbem und mit ganzem Wollen — so wie sie überall, manchmal etwas voreilig, den Finger ausstrecken, wenn man in der Runde fragt. Aber der erste, welcher greifbar war, das war ein Schüler aus der Diaspora. In der langen Reihe seiner Geschwister — ein Dutzend reicht nicht — ist er der Jüngste. Ich denke mir, es sei auch ein Zeichen der Zeit, ein Wink, wo man die gottgeweihten Berufe am ehesten finde: Nicht in großen feinen Stuben, wo aber feige Eltern keinen Platz haben für eine große Kinderschar; auch lange nicht immer im katholischen Stammland, wo man vielleicht den Glauben, aber nicht seine Werke geerbt hat; nein, da sind Berufe zu finden, wo tiefes Glaubensleben und starker Opfergeist die Familie beherrscht; sie mag dann klein oder groß, arm oder reich sein!

Dann kamen noch andere brave Buben, die Priester und Glaubensboten werden möchten: Bald war es der jüngste zu Hause, bald der älteste oder auch mal der einzige. Rund zwei Dutzend begannen im Oktober 1933 ihre Studien im Missionshaus St. Josef. Gewiß ein schöner Anfang! Doch beten wir beharrlich weiter: „Herr, sende Arbeiter in den Weinberg“. Er selber will ja, daß sein Haus sich fülle.

3. Im Betrieb

Dieser Betrieb ist bald erfaßt. Es geht fast wie zu Hause: Mit dem Aufstehen fängt man an und mit dem Zu-Bette-Gehen hört man auf. Nur ist alles vom Morgen bis zum Abend wohl geregelt auf Stund' und Minut'. Das Pensum heißt auch hier: Bet' und arbeit', alles zur rechten Zeit! — Zum Beten gehört natürlich auch die tägliche heilige Messe, wobei die meisten geistiges Frühmahl halten. Auch tagsüber besucht man zu wiederholten Malen des Hauses höchsten Herrn und betet für die Wohltäter. Eine kurze geistliche Lektüre darf auch nicht fehlen.

Die Arbeit besteht der Hauptsache nach im Studium. Die Buben sind ja alle Studenten! — Doch sollen auch die Arme und Hände nicht einrosteten, sondern zur praktischen Arbeit greifen: Drinnen das Haus fehren und das Gemüse richten, draußen mit Schaufel und Hacke oder auch mit Säge und Beil hantieren. Es wäre schade, wenn einmal die Gelegenheit zur Handarbeit ausginge; sie hat lange genug gefehlt im Stundenplan unserer Mittelschulen, nicht zum Vorteil der allgemeinen Entwicklung und Ausbildung des ganzen Menschen.

Für Abwechslung sorgt nicht nur jeder Sonn- und Festtag, sondern bereits die tägliche Abspannung in Spiel und Unterhaltung, dann die wöchentlichen Spaziergänge und monatlichen Wandertage. — Auch der Sport — ein neues Wort für einen alten Begriff — findet seine Betätigung. Im Winter fahren oder lugeln groß und klein auf den Schneehalden bei Bürglen; wenn im Sommer der See zum Bade ladet, dann widerstehen wir der Verlockung auch nicht lange, wenn die Zeit es uns gestattet. Jetzt haben wir am schönen Strande für uns ein Badehäuschen gebaut; ein Wohltäter schenkte uns dazu noch ein großes Holzpaddelboot. Das kann ein munterer Betrieb werden an einem freien Nachmittag.

4. Abbruch und Aufbau

Zuerst fanden die Studenten ihren Platz im alten Wohngebäude. Zwei Schlafräume, zwei Studier- und Klassenzimmer, ein Speisesaal —

das war der wieder bescheidene Anfang. — Aber wir wollen und müssen uns weiten. Jenseits vom Hof steht ein größeres Gebäude, halb Wohnhaus, halb Scheune, mit Knechtstüben, Remise, Stallung und Heugaden. Darauf haben wir es abgesehen. Also daran, gehoben und geschoben, abgebrochen, aufgemauert, zugedeckt! Jetzt kennt man das praktisch eingerichtete, zweistöckige Haus nicht mehr. Es ist unser Studienheim geworden mit allen, für den Betrieb nötigen Räumen; doch mehr als 40 Schüler wird es nicht beherbergen können.

So bauen wir weiter. Diesmal gilt der Angriff dem vierstöckigen Mühlengebäude. Wir möchten alles zu einem einheitlichen Ganzen wo einst Urs größtes Wasserrad alten Formates sich drehte, im Zeichen nach festen Plänen umgestalten. — Schon steht das alte Wasserhaus, des Abbruches. Offen und laut schäumt dort das entfesselte Wasser, schon seit Jahrhunderten die treibende Kraft. Bald soll es in eine Turbine gesperrt werden, um dem ganzen Haus Licht und Wärme zu schaffen. — In der Mitte des einstigen Mühlengebäudes aber steigen langsam aus diesem Abgrund zwei schwere Tragmauern empor, damit sie rechts und links von den durchgehenden Gängen zum Hause neue Tragkraft verleihen. So wird dann langsam dieses Hauses Bild ein anderes, innen und außen, bis das Gebäude die gewünschte Form und Gestalt erhalten zur Aufnahme einer größeren Schülerzahl.

5. Szenenwechsel

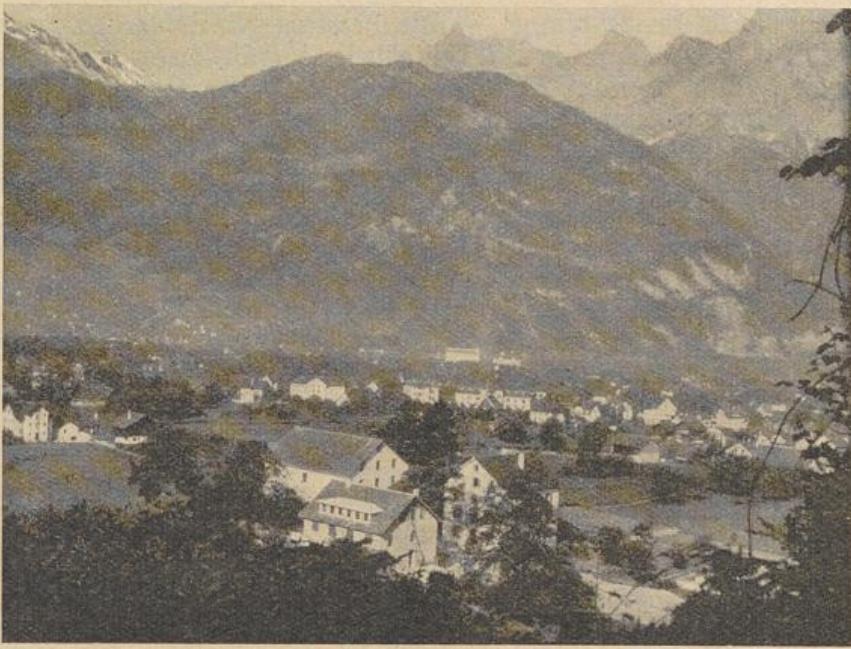
So etwas ist immer Schluß und -anfang. Alles erscheint auf einmal im neuen Kostüm und veränderter Miene, eben in Festtagsstimmung; es geht ja für die jungen Leut' heim zu Muttern. Selbstverständlich muß auch bei diesem Szenenwechsel alles auf den Kopf gestellt werden: Koffern und Kisten, auch Stuhl' und Bänk'. Mit dem ersten Zeugnis — natürlich mit ganz verschiedenem Inhalt —, mit der neuen Schülermütze, oft auch mit gemischten Gefühlen, aber ganz sicher auch mit dem nächsten Zug geht's heim in die Ferien, ins erträumte Schlaraffenland. Gute Fahrt, schöne Ferien, frohes Wiedersehen!

Über Wochen und Monate aber kommen sie alle wieder, ebenso gern, ja vielleicht noch lieber als sie gegangen, zurück nach St. Josef ins eigentliche Vaterhaus. — In doppelter Stärke rücken sie jetzt an; neben den alten aufgefrischten Gesichtern sieht man ebensoviel neue. Sie kommen aus Stadt und Land; doch Wallis behauptet den Vorrang. So beginnt in neuen Räumen ein neues Jahr, ein neues Leben.

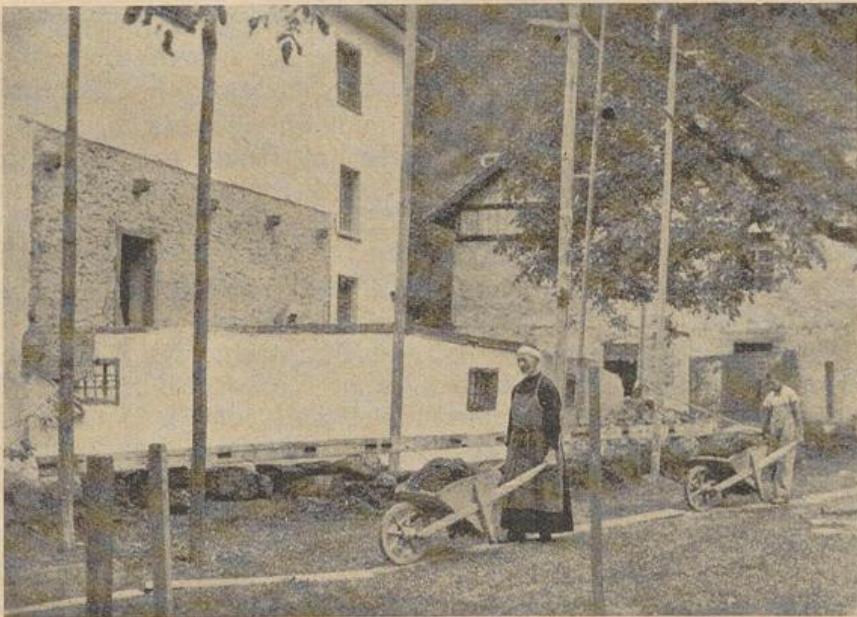
So laßt uns mutig weiter bauen, innen und außen, unter St. Josefs väterlichem Schutz. Sende uns dieser Hausvater der katholischen Kirche in ausgewählten Seelen echte und wahre Ordens- und Apostelberufe. — Sende er uns aber auch treue Helfer und Mitarbeiter in edlen Wohltätigkeiten! Unter allen guten Werken empfiehlt unser Heiliger Vater — allen engherzigen Seelen und Miesmachern, aber auch allen Flüchtlingen und Vorwänden zum Trotz — an erster Stelle Gebet und Gaben für die Weltmission, ganz besonders jede Unterstützung zur direkten Heranbildung der Glaubensboten. Auch unter den Almosen zur Gewinnung des Jubiläumsablasses zählt er zuerst das für die Weltmission auf.

So helft denn mit am Aufbau des Missionshauses St. Josef in Altdorf!

P. M.



St. Josef im Aufbau. Blick von Bürglen



Groß und klein am Aufbau
Unser Senior, Br. Stanislaus, arbeitet bereits an der vierten Mühle,
um aus der „Josefsmühle“ das „Missionshaus St. Josef“ zu gestalten.

Salve Regina

Gegrüßet seiest du Königin! — Die herrliche Antiphon des zweiten Jahrtausends der katholischen Christenheit enthält in wenig Worten eine reiche Fülle marianischer Gedanken. Dem Herzen eines großen Mariensängers und den geheiligten Hallen eines der altehrwürdigsten Benediktinerklöster entstiegen, zählt das Salve Regina heute zu den beliebtesten Gebeten aller Marienfinder der Welt. Was Hermann Contractus und Reichenau ihnen geschenkt, ist unsterblicher Liederschatz bis ans Ende der Zeiten. Die Antiphon war der tägliche Pilger- und Marschgesang der Kreuzfahrer, die vor bald 900 Jahren ins heilige Land zogen. Sie war das beliebteste Lied der Seeleute Spaniens. Sie wurde durch den „Lieb-Frauen-Papst“ Pius V. das Schlußgebet der kirchlichen Tagzeiten.

Über 300 000 Priester und fast alle Klöster und Konvente stimmen nun in die begeisterte Huldigung und Anrufung ihrer Königin ein. Es ist der tägliche Abendtribut der Elite der Kirche. Vielerorts der feierliche Ausklang der Komplet mit Harmonium oder Orgelbegleitung. Die schwungvollen Schlussakkorde des Tagewerkes der Gottgeweihten. Bevor sie vom heiligen Dienste zur Nachtruhe übergehen, nehmen sie würdigen Abschied von ihrer Mutter und Königin, — wie einst schon die 700 Mönche des hl. Bernhard. Seiner flammenden Marienminne entströmte wohl der Herzensausruf: „O Clemens! O Pia! O dulcis Virgo Maria! Das einzigartige Finale der Antiphon . . .

Mit dem „honigfließenden Lehrer“ wetteifert der marianische Lobredner Italiens, der heilige Alfonsus. Er widmet der Auslegung des Salve Regina ein ganzes Buch: die „Herrlichkeiten Mariens“. Wer immer den Schatz der Erkenntnis und Liebe der hehren Gottesmutter erwerben möchte, lese diese Prachtperle der marianischen Literatur!

Vom größten aller Heidenmissionare nach St. Paulus, dem heiligen Franz Xaver, wissen wir, daß dieses Gebet fast immer den Anfang oder Schluß seiner apostolischen Predigten, Katechesen und Unterweisungen bildete. Befehlung und Taufe einer Million Asiaten war der Erfolg so vieler Anrufungen der Gnadenmittlerin.

Nächst dem Ave Maria ist das Salve der inhaltsreichste, beliebteste, weltbekannte Mariengruß. Auf höhere Eingebung verband Papst Leo XIII. beide zu einem Gebete der ganzen Kirche, für Priester und Gläubige unmittelbar nach den gnadenreichsten Momenten: der hl. Messe und Kommunion! Seit dem 6. Januar 1884, also volle 50 Jahre lang, wird jede stille hl. Messfeier vom Zelebranten und Volk mit dem Anrufungsaktt der Gnadenkönigin beschlossen. Ihre allesvermittelnden Hände sollen uns und der bedrängten Kirche die Früchte des göttlichen Opfers überreichen. Maria ist ja mit den Scharen der hl. Engel bei jeder liturgischen Feier in besonderer Weise zugegen. Unter jedem Altarkreuz steht gleichsam unsere Mutter und pflückt ihren Kindern die kostbaren Früchte vom wahren Lebensbaum.

Wir grüßen sie als die Mutter der Barmherzigkeit mit doppeltem Recht in dieser gesegneten Stunde des Tages. Der Sühnetod Christi am Kreuze bleibt für alle Zeiten der allergrößte Beweis göttlicher Barmherzigkeit, durch stete Mitwirkung Mariens der ganzen Mensch-

heit gewährt. Durch die gebenedete Frucht ihres Leibes ist Maria in vollstem Wortsinne unser Leben, unsere Süßigkeit und Hoffnung. Darum rufen und flehen wir weinende Evaskinder zu unserer mitleidvollen Fürsprecherin, besonders am Schlusse der heiligen Messe und des übrigen Tagewerkes, am Abend, sie wolle auch ihre barmherzigen Augen uns zuwenden! Sie wolle uns Jesus zeigen, schon jetzt im Elend dieses sterblichen Lebens, mittels des Glaubenslichtes, und am Ende unseres Zeit-Tagewerkes in der Glorie der ewigen Ansichtung!

Das glaubensfrische Mittelalter hatte vielerorts die feierliche Absingung des Salve Regina als allgemeine Abendandacht eingeführt. Sogar Luther kannte dieselbe und erwähnt, daß „schier keine Kirche sei, wo nicht das Salve zu singen Gewohnheit wäre“. In manchen Gegenden besteht der Brauch noch an den Samstagen. In Süddeutschland lebt er zum Teil noch heute in den 3 „golden Samstagen“ von Mariä Himmelfahrt bis Mariä Geburt.

Noch mehr wie im alten Testamente ist im neuen Gnadenbunde alles vom Heiligen Geiste „lieblich geordnet“. Das Große und Kleine wird vom Finger Gottes regiert. Umsomehr alles Geschehen in der hl. Kirche. Die 1900jährige Entfaltung und Erhaltung des Marienkultus ist ein offenkundiger Beweis. Seine Entwicklung in der entscheidenden Gegenwart und seine Vollendung in der Zukunft bleibt von größter Bedeutung für den „großen Tag Christi“ von dem der hl. Paulus so oft spricht . . .

Diz weitere Fortsetzung der kleinen Mariologie möge uns einigermaßen die Nähe dieses Tages und die Herrlichkeit des Marientages zeigen.
M. Z.

Gründung der Heilands-Mission

Von P. Albert Schweiger, RMM.

(Fortsetzung)

Beginn der Mission

Die Mission in Keilands begann im September 1886 unter Rev. Father Fraser SJ. und Br. De Sadeleer SJ. Zu Weihnachten schloß sich ihnen Mr. Torrend SJ. an, der gegenwärtig (1934) noch am Oberen Sambesi als Father Torrend tätig ist und sich durch seine ethnographischen und Bantu-linguistischen Studien berühmt gemacht hat. Father Fraser wurde im April 1889 zu Grahamstown krank, kehrte im November desselben Jahres nach Keilands zurück, wobei er auch Br. Theodor Nigg SJ. dorthin mitbrachte, und starb am 26. Januar 1890. Von Br. Nigg habe ich noch manches Schöne und Interessante zu berichten. Er starb am 10. August 1891 in Keilands. Seine sterbliche Hülle, wie auch die von Father Fraser ruht an der Seite von unserem Br. Simon RMM. im Friedhof von Keilands.

Die Dominikanerinnen von King Williams Town trafen am 30. August 1894 ein. Von den sieben Schwestern sind Sr. Benigna, Sr. Camilla und Sr. Isidora noch heute am Leben und in der Eingeborenen-Mission eifrigst tätig. Mit diesen Schwestern traf auch Br. Eberhard RMM. aus Mariannhill ein, um die dortige Kirche zu bauen. Er blieb bis zum 3. Dezember 1895; er zählte damals 68 Jahre und war voll Leben und Be-

geisterung. Manche schwarze Christen erinnern sich heute noch seiner mit großer Liebe und haben sich ganz gut seine kräftigen Kernausdrücke in der deutschen Sprache gemerkt. Br. Nivard RMM. aus Mariannhill besuchte Keilands am 4. August 1906 und verweilte acht Tage daselbst.

Keilands wird Eigentum der Mission von Mariannhill

Schon im Jahre 1905 tauchte zwischen den Jesuitenvätern und dem Missionskloster Mariannhill der Plan auf, die Trappisten-Station Monte Cassino in Rhodesia gegen die Jesuiten-Mission in Keilands zu vertauschen. Man hatte dabei namentlich eine gewisse Abrundung der beiderseitigen Missionsgebiete im Auge. Zu diesem Zwecke wurde unser Br. Nivard RMM. am 3. August 1906 nach Keilands gesandt, woselbst er acht Tage verweilte. Da jedoch die Politik des damaligen Administrators von Mariannhill keineswegs die Ausdehnung unseres Missionsgebietes anstrehte, so wurde aus der ganzen Sache nichts. Nach dem Rücktritt des Administrators von Mariannhill wurde sogleich der Plan wieder aufgegriffen. Es wurde im Mai 1908 in Mariannhill eine Generalkonferenz abgehalten; ihr wurde die Frage zur Lösung vorgelegt, und sie entschloß sich für die Beibehaltung der Station Monte Cassino im Mashonaland, Süd-Rhodesia. Als P. Prior Isembard Lehendecker in diesem Sinne an Father Gartlan SJ., Apostolischer Präfekt von Rhodesia, Bericht erstattete, gab dieser in einem Briefe vom 20. Mai 1908 folgende Erklärung ab:

„Es war allzeit mein Wunsch, daß die Trappisten in Rhodesia bleiben möchten. Andererseits ersuche ich Sie allen Ernstes und dringe darauf, daß Sie unsere Mission in Keilands übernehmen . . . Mit Zustimmung meiner Ordensobern, der Propaganda und des hochwst. Herrn Bischof Hugh MacSherry überlasse ich Ihnen die dortige Mission mit allen Bauten, landwirtschaftlichen Einrichtungen und dem gesamten Viehbestand frei und ohne irgend welche Entschädigung. Bloß zwei Bedingungen seien an die Übergabe geknüpft, nämlich: a) daß die daselbst bestehende Mission nicht aufgegeben, sondern vielmehr entsprechend fortgesetzt werde, und b) daß die Trappisten die Verpflichtung übernehmen, für gewisse Wohltäter der Station jede Woche eine hl. Messe zu lesen, so wie wir selber dies bisher gewissenhaft getan haben.“

„Ich will kurz die Gründe dieses meines Anerbietens auseinandersezzen: Unsere Absicht und Hoffnung war, Keilands, die Hauptstation, zur Operationsbasis für die Außenstationen in den jenseits des Keifusses liegenden Bezirken zu machen; denn es ist daselbst eine überaus dichte schwarze Bevölkerung und somit die schönste Aussicht auf ein großartiges Missionsfeld. Tatsächlich haben wir auch daselbst zwei Missionsstationen mit soliden Ziegelbauten gegründet, von welchen die eine etwa drei, die andere fünf englische Meilen von der Hauptstation entfernt ist. Diese zwei Außenstationen gehören zum Apostolischen Vikariat Natal. Um jedoch dieselben zu einem gedeihlichen Aufschwung zu bringen, benötigen wir für die weibliche Bevölkerung die Hilfe von Schwestern. Unsere bisherigen Versuche, solche zu gewinnen, schlugen fehl; daher mein Entschluß, die ganze Keilands-Mission einem Orden zu überlassen, dem Missionsschwestern zur Verfügung stehen . . . Wird dieser Plan realisiert, so hoffe ich davon einen mächtigen Aufschwung des Katholizismus in den mit Schwarzen dicht bevölkerten Gebieten des Transkei . . . Da wir keine Schwestern

haben, können wir nicht nach Wunsch vorgehen; wohl aber Sie, denen die Schwestern vom kostbaren Blut zur Seite stehen . . .“

Unterfahrt der ersten Missionare von Mariannhill in Keilands

Am 21. Juli 1908 reiste P. Isembard (Prior) mit P. Bernard Huz, letzterer als Missionar und Stationsrektor, sowie Br. Valentin Gartner als Schaffner und drei Schwestern von Mariannhill nach Keilands ab, um die dortige Mission aus den Händen der Jesuiten zu übernehmen. Die Fahrt ging von Durban nach East-London zur See, und von dort mit der Eisenbahn nach Dohne (63 engl. Meilen). Die letzte Strecke (35 Meilen) wurde von den Trappisten zu Pferde, von den Schwestern mit dem Ochsenwagen zurückgelegt. Erstere langten am Mittwoch, den 23. Juli spät abends an, letztere im Laufe des nächsten Vormittags. P. Apel, P. Bontemps nebst Br. Barbara, alle SJ., und drei Schwestern von King Williams Town waren noch da. Am 1. August begab sich P. Isembard mit P. Apel nach King Williams Town, um die Title Deeds auf die Trappisten überzschreiben zu lassen, und kehrte am 6. August wieder nach Keilands zurück. P. Bontemps, Br. Barbara und die Schwestern der Dominikanerinnen verließen Keilands am 11. Aug. Von den Jesuiten blieb P. Apel noch bis zum 7. Sept., bis die Trappisten sich eingelebt hatten.

Am 14. August kamen P. Albert Schweiger und Br. Leander Schüz von Mariannhill in Keilands an. Da man sicher glaubte, daß noch weitere drei Schwestern mitkommen würden, schickte man nur den Ochsenwagen. Das erste, was sie bei ihrem Eintreffen antrafen, war eine allgemeine Bestürzung, ein Klagen und Sammern darüber, daß die so heiß ersehnten Schwestern noch nicht erschienen waren. Am 15. August wurde abends von den Trappisten zum erstenmale das Salve Regina in Keilands gesungen.
(Schluß folgt).



Hochw. P. Andreas Hoze, RMM., St. Patricks, Bulawayo, mit zwei Täuflingen

Johannes Jodokus

Aus „Die Novellen“ — Nachdruck verboten!

(Schluß)

Aber Jodokus entgegnete auf alle Einwürfe: „Es geschieht auch nicht bloß eurewillen, sondern hauptsächlich meinwillen. Hier im Walde bin ich froh geworden, und hier im Walde will ich es bleiben.“

Und wie Gerhard und seine Tochter auch in ihn drängten, daß er viel zu sein und zu schwach für einen Holzhauer sei — der Jüngling bestand auf seinem Planne, und beide mußten endlich nachgeben.

Nun unterrichtete Gerhard den Jüngling in den Kunstgriffen des Fällens und Spaltens; Kleider von Zwilch wurden angeschafft, und schon nach einer Woche war Jodokus zum Antritt seines neuen Standes bereit.

Der Tag des Abschiedes war herangekommen. Gerhard hatte dem Jüngling geraten, in einer fremden Gemarkung sein Handwerk zu beginnen. Johannes ging darauf ein, obgleich er viel lieber in der Nähe geblieben wäre, wo auch Holz gefällt wurde. Aber Gerhard sagte: „Hier würden Euch die Leute des Grafen erkennen, und das wäre nicht gut. Geht deshalb lieber fort. Grüßt den Förster jener Gemarkung herzlich von mir; in früheren Zeiten war er mein Freund, und vielleicht hat er mich noch nicht ganz vergessen. Die herrschaftlichen Waldungen liegen nur vier starke Wegstunden von hier entfernt, und Ihr könnet leicht an Samstagabenden, wenn die Nächte hell und schön sind, zu uns herüberkommen. Wandert mit Gott, er wird Euch segnen.“

Damit reichte er dem Jüngling treuerzig und fest die Hand, wie ein Vater seinem Kinde tut. Auch von Maria nahm Jodokus jetzt Abschied. „Gott lohn' Euch Eure Liebe“, sagte das Mädchen. Es waren ihre einzigen Worte, aber in dem Tone derselben und in dem Drucke der Hand lag mehr, als viele Reden sagen könnten.

Jodokus verstand alles; rasch wandte er sich ab und eilte den Pfad hinan. Noch ein Lebewohl klang ihm aus der Ferne nach, und dann war er einsam allein unter den hohen Baumhallen. Da sang er aus frischer Brust hervor:

Traulich will ich in dir wohnen,
Beut mir gastlich Aufenthalt
Unter deinen lichten Kronen.
Hier in deiner heil'gen Stille,
Fern von all dem Lärm der Welt,
Wehet ew'gen Friedens Fülle,
Ist so nah des Himmels Zelt.

Sei gegrüßt, du grüner Wald!
Wo die Vöglein heller singen,
Und wo's tausendfältig schallt,
Wenn vom Berg die Quellen springen.
Läßt erquickend mich durchwehen
Waldeskühe, Waldesluft;
Auf den freien Waldehyden
Atmet neugestärkt die Brust.

Sei gegrüßt, du grüner Wald!
Wenn die Lande ringsum dunkeln,
Glockenton im Tal verhallt,
Tausend Sterne mich umfunkeln:
Saget mir dein frommes Rauschen,
Daz noch jemand mit mir wacht —
Englein auf mein Flehen lauschen
In der tiefen Walbeschacht.“

Als der Jüngling diese Worte sang, war es ihm, als ob der Wald ihm freudig entgegenrauschte; eine Nachtigall begrüßte ihn aus dem dunkeln Blattwerk, griff seine Klänge auf und spann sie fort in noch viel frischerem Tone. Das mutete ihn so seltsam an wie ein wunderbares Lied vom ewigen Frühling, und kräftiger schritt er fürbaß auf der Kante des Waldes.

Der Oberförster war in dem Holzschla-
ge gegenwärtig, als Jodokus dort an-
kam. Auf die Anfrage des Jünglings zeigte man ihm den Mann. Dieser war ein echter Wälzler, schon hoch in den Jahren, wie die vielen schneeweissen Haare bezeugten, aber dabei doch frischkräftig, mit gebräunten, schönen Zügen und blitzenden Augen. Er hieß den Jüngling freundlich willkommen und fragte nach seinem Begehr.

„Ich bringe Euch einen herzlichen Gruß von dem alten Gerhard, wenn Ihr ihn nicht vergessen habt“, erwiderte Jodokus. „Auch läßt er Euch für mich um Arbeit bitten, falls Ihr noch einen Holzhauer gebrauchen könnt.“

„So, so, das ist gut“, sagte der Förster, „Arbeit gibt es immer im Walde. Aber wie geht es denn meinem lieben Gerhard? Er hat viel Leid gehabt, wie ich höre?“

Jodokus gab in kurzen Worten Bescheid über diese Frage. Währenddessen maß ihn der Förster vom Kopf bis zur Zehe, und als der Jüngling geendet hatte, sagte er: „Seid Ihr auch in dem Holzwerk bewandert? Es ist das kein leichtes Geschäft.“ Die letzten Worte betonte er mit einem seltsamen Blicke auf die feinen Hände des Jünglings.

„Laßt mich mein Probestück machen“, sagte Jodokus lächelnd.

„Versucht es nur gleich an diesem Stämme“, sagte der Förster, indem er auf das Klafterstück einer Buche hinzeigte, das in dem Grase lag und auf Spaltung wartete.

Der Jüngling zog seine Axt aus dem Gürtel und nahm zwei Eisenkeile aus dem Bündel, das über seinem Rücken hing. Dann schlug er einen Spalt in den Stamm, just an der Stelle, wo die Kraft des drängenden Keiles ihre größte Wirkung äußern mußte, schob den Keil hinein und ließ den gewuchten Schlegel niedersausen. Der Stamm knarrte und sprang klirrend auseinander.

„Brav gemacht“, sagte der Förster; und „Bravo“, riefen die Holzknechte, von denen mehrere hinzutreten waren.

„Ihr habt einen guten Lehrmeister gehabt“, fuhr der Forstmeister fort; „bleibt nur hier und beginnt Euer Werk.“

So war Jodokus eingeführt in den Kreis der Holzknechte. Diese lernten den jungen Mann bald schäzen und lieben. Keiner fragte ihn, wer er sei; es genügte, daß er sein Handwerk verstand.

Zwei Monate glücklichen Waldlebens lagen nun schon hinter dem Jünglinge, und daß es ihm noch immer gefiel, bewies seine heitere Laune, die wir oben schilderten.

Die Mittagszeit war vorüber; die Leute setzten ihre Kessel zusammen und begannen wieder ihr Tagewerk. Jodokus ging mit zwei andern Knechten der Bergkante zu, um Scheite in Klafter zu legen.

„Wir werden ein Gewitter haben“, sagte einer der Knechte.

„So scheint es, Gervas“, erwiderte der andere, „die Wolken ziehen sich über der Haselmatte ballend zusammen.“

Es war in der Tat eine drückende Schwüle, und sie steigerte sich immer mehr, obwohl die Sonne sich längst hinter den Wolken verborgen hatte. Kein Luftzug bewegte die Blätter; die Königs-lilie an der Halde ließ ihre Blüten ermattet sinken, und eine Amsel, die den ganzen Morgen lustig gesungen, stellte ihr Schlagen ein.

Gervas hielt einen Augenblick in der Arbeit inne und schaute ins Wetter. „Du wirst einen schlimmen Heimweg bekommen, Hans, wenn du heute noch zu Gerhard gehen willst“, sagte er zu Jodokus.

„Ich muß hinuntergehen“, antwortete der Jüngling.

„Du würdest es besser unterlassen und uns nach Tannberg begleiten“, fiel der andere Holzknecht ein. „Wenn ein Gewitter losbricht, schwält das Wasser-

pfädeln neben dem Waldsteig, der tal-abwärts führt, mächtig an. Es über-schwemmt sein Rinnal und macht den Steig gefährlich. Andere Wasser strömen aus den Bergen hinzu und rollen Reißig, Baumstämme und Steinblöcke mit sich fort. Du hast das hier noch nicht erlebt.“

„Ich gehe dennoch, man erwartet mich“, sagte Jodokus.

Der Holzknecht lächelte; er hatte einen Scherz auf seinen Lippen.

Sie fuhren in ihrer Arbeit fort. Die Wolken aber zogen sich immer schwärzer zusammen. Länger als eine Stunde hingen sie drohend im Westen wie eine dunkle, schwarze Wand, ohne sich zu entladen. Es mochte 3 Uhr sein, da hörte man ein fernes Rauschen, es kam näher und näher; wie in banger Angst schwankten die Kronen der Buchen; einzelne Blätter jagten wirbelnd durch die Luft. Aber die schwarze Wolkenwand flogen weißlichgraue Flocken gleich Schwänen dahin; plötzlich riß sie entzwey, es war, als ob ein Feuermeer hinter ihr lodere, ein greller Blitz zuckte nieder, und der Donner folgte krachend.

Jetzt gab der Forstmeister, der in dem Schläge sich befand, weil heute Samstag war, ein Zeichen mit der Glocke. Die Arbeiter versammelten sich um ihn, und er betete den Gewittersegen, damit niemand ein Unglück treffe.

„Nun schütz' uns alle Gott“, sagte der Greis, nachdem er das Gebet beendet.

„Amen“, sagten die Knechte.

„Geht nur gleich in die Hütten; die Arbeit ist doch für heute vorüber“, fuhr der Förster fort. „Ich werde euch dort die Löhnnung entrichten. Hört, die Wetterglocke von Tannberg! Es zieht aber auch schauerlich herauf; ich habe noch niemals solche Wolken gesehen.“

So meinten auch die Knechte. Sie gingen auseinander und lasen die Äxte, Keile und Schlegel zusammen, die noch bei dem Holze zerstreut lagen. Dies taten sie, damit das Eisen nicht roste.

Inzwischen brauste der Sturm heftiger. Tief und schwer wälzten sich die Wolken heran und lagerten sich über die Bergkuppe; es war als hingen sie in den Wipfeln der Bäume. Die ersten schweren Tropfen prasselten auf die Blätter nieder, einzelne grelle Blitze zuckten durch den Wald, vom Donner gefolgt; und dann wechselten Blitz und Donner in rascher Folge wie das Knattern vieler Gewehrschüsse. Noch bevor alle Knechte die Hütten erreichten, goß der Regen wie Strahlen zur Erde nieder. Und dieser Strahlen waren so viele, daß man die nächsten Gegenstände kaum

unterscheiden konnte; sie flimmerten nur noch in gräulichen Umrissen durch.

Die Holzknechte sagten, es müsse das Wolkenbruch sein, so groß war die Wassermenge, die niederströmte. Bald drang der Regen in die Hütten, deren lose Dächer keinen Schutz mehr boten. Die Waldpfade machte er zu seinem Rinnsal und stürzte in reißenden Gießbächen dem Tale zu, Zweige und Reisigbündel, Stämmchen und mächtige Stämme mit sich in die Tiefe wälzend.

Nach einer vollen Stunde wurde der Regen schwächer, nur einzelne verhalsende Donnerschläge rollten in weiter Ferne und die Blitze ließen nur noch wetterleuchtend am Horizonte dahin. Die Knechte traten aus den Hütten hervor und schickten sich zum Rückwege an. Keinem war ein Unglück geschehen.

Auch Jodokus schlug den Waldpfad ein, der ihn zu Gerhards Wohnung führte. Am Eingange begegnete ihm der Förster, der dem Jüngling sehr gewogen war, und sagte: „Geht mit mir, Hans, die Wege nach Tamberg sind besser. Die Wasser haben sich in den vielen Gruben und kleinen Mulden, die Ihr durchwandern müßt, sicherlich gestaut, und es ist Gefahr dabei. Auch wird es tiefe Nacht, bis Ihr zu Gerhard kommt und der Himmel scheint überwölkt zu bleiben.“

„Ich muß dennoch gehen“, sagte Jodokus.

„So geleite Euch Gott“, entgegnete der Förster. „Grüßt den Gerhard; ich wollte ihn morgen besuchen, aber nach dem Wetter wird es unmöglich sein. Es soll ein anderes Mal geschehen.“

„Tut das“, sagte Jodokus.

Sie reichten sich die Hand und schieden ihres Weges.

Der Jüngling fand alles, wie die Holzknechte und der Förstmeister gesagt hatten. Je weiter er auf dem Waldpfade hinabstieg, um so furchtbarer wurden die Verheerungen. Das Wasserbächlein hatte sein Rinnsal überschwemmt, und der Steig war gar nicht zu finden, Buschwerk und jüngere Bäume waren, von dem Wasser entwurzelt, fortgerissen und kraus ineinandergefemmt, daß sie an einzelnen Orten hohe Verhege bildeten. Jede kleine Mulde war mit Wasser und Geröll gefüllt, und Jodokus mußte sie entweder durchwaten oder auf Umwegen umgehen. Als die Nacht hereinbrach, war er noch eine gute Stunde von der Wohnung Gerhards entfernt. Er zündete seine Laterne an und schritt mutig weiter. Jodokus war seit einem Monate nicht mehr bei seinen Freunden gewesen, deshalb drängte es ihn heute trotz des schlechten Wetters, sie heimzusuchen.

Zudem mochten sie seiner Löhnuung bedürftig sein; denn Gerhard konnte noch immer nicht arbeiten und bedurfte kräftiger Nahrung und Pflege. Auch noch ein anderes Verlangen drängte den Jüngling.

So wandelte er einsam durch den Wald dahin; seine Laterne warf ihren rötlichen Schimmer auf die Bäume, deren feuchte Stämme wie Silber glitterten, oder sie blitzte in den Wasserlachen wider, die sich auf dem Wege gebildet hatten.

Plötzlich blieb Jodokus stehen. Er war auf einer kleinen Erhöhung angelangt, über die der Pfad ihn führte, drunter an seiner Seite rauschte der Waldbach. Der Jüngling schaute lauschend um sich. er glaubte einen schwachen Weheruf gehört zu haben. Einige Minuten stand er da, als abermals das Klagen ertönte; es kam von dem Waldbache heraus. Vorsichtig leuchtete Jodokus hinunter, aber er konnte nichts unterscheiden. Nun legte er seine Art und die schweren Eisenkeile nieder und stieg selbst hinab. Drunter fand er, woher das Wimmern kam.

Er sah einen Mann in Jagdkleidung; er lag halb im Wasser drinnen, halb auf dem Ufer und war mit dem Kleide in einen Busch verstrickt, der ihn festhielt, sonst wäre er völlig hinabgesunken. Die Blätter und das Gras waren mit frischem Blut befleckt. Jodokus leuchtete genauer zu, und nun erst erkannte er in dem Manne den Grafen. Er hatte mehrere schwere Wunden am Kopfe und schien auch aus der Seite zu bluten. Er wimmerte ganz leise und hielt die Augen geschlossen; nur als Jodokus mit der Laterne in sein Antlitz leuchtete, hatte er sie für einen Augenblick geöffnet.

Der Jüngling sah bald, daß er hier unten nichts machen könne. Das Ufer war steil und schlüpfrig und der Bach tief, jede unvorsichtige Bewegung könnte ihn mit dem Unglüdlichen hinabstürzen. Deshalb kletterte er abermals den Rain empor, machte die Flamme in der Laterne stärker und stellte sie oben an den Rand des Ufers. Dann stieg er hinab und trug so behutsam, als es gehen möchte, den Grafen hinauf, indem er sich mit seinem eisenbeschlagenen Gebirgsstock aufrechthielt. Drobene nahm er eine wollene Decke, die er zum Schutz gegen die Nässe um sich geschlagen hatte, und breitete sie in dem Waldgrase aus. Auf sie legte er den Grafen. Dann untersuchte er die Wunden, sie waren tief, aber nicht gefährlich; er verband sie mit Leinen, das er immer bei sich trug. Zum Schlusse schlug er die Decke ganz um den verwundeten Mann, so daß nur ein Teil des

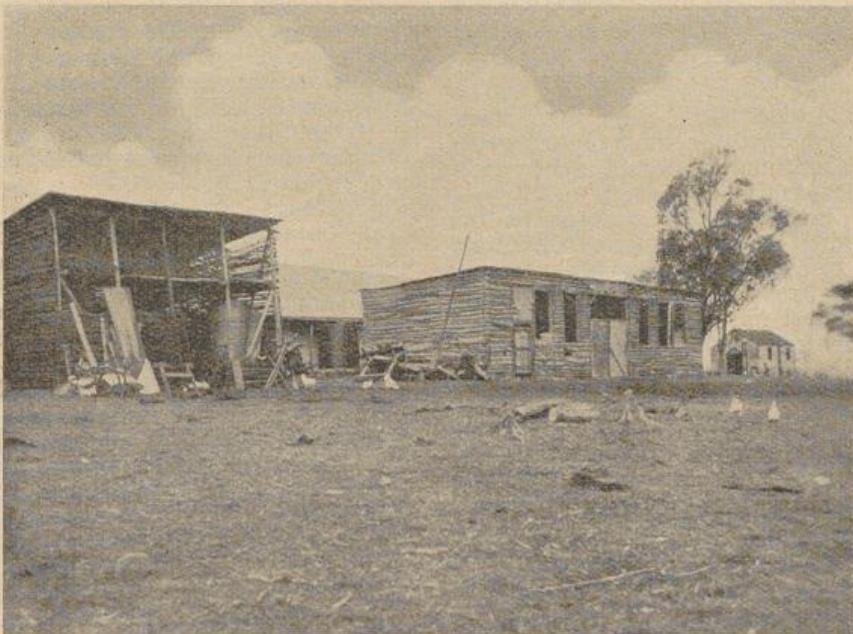
Gesichtes unverhüllt blieb. Der Graf hatte die ganze Zeit wie bewußtlos dagelegen und lag noch so da, als Jodokus sich entfernte, um den alten Gerhard und seine Tochter herbeizurufen und mit ihrer Hilfe den Kranken in die Waldhütte zu tragen.

Die Hütte des früheren Wildmeisters war nur höchstens zehn Minuten von dem Orte des Unglücks entfernt. Jodokus hatte sie schnell erreicht; er teilte in wenigen Worten den erstaunten Leuten den Vorfall mit, ließ sich eine wollene Decke geben, und dann traten sie vereint den Gang an. An dem Orte angekommen,

Messer mit feinen schwarzen Handgriffen. Auch dünne Nadeln, eine Kneipzange, roter Seidenzwirn und andere Dinge waren darinnen. Jodokus nahm Werkzeuge hervor, sagte dem alten Gerhard, daß er ihm leuchten solle, und besorgte aufs neue alle Wunden, wie er es gelernt hatte. Er machte die Dinge gut und mit großer Gewandtheit.

Der Graf hatte ein paarmal während der Operation aufgeseufzt, war aber gleich wieder in die frühere Ohnmacht zurückgesunken. Er schien viel Blut verloren zu haben.

Jodokus sagte, nachdem alles fertig



So entsteht eine Missionsstation in Bulawayo

Legten sie den Grafen leise und behutsam auf die mitgebrachte Decke, Jodokus fäzte sie an den äußersten zwei Enden und Maria an den andern, Gerhard hielt die Laterne, und so trugen sie den Unglücklichen wie auf einer Tragbahre zur Hütte.

Jodokus und Gerhard kleideten ihn aus, so gut es gehen mochte, und legten ihn auf das Bett. Nun fand der Jüngling, daß der Graf auch noch eine große Schnittwunde in dem linken Schenkel hatte. Sie mußte bei dem Falle durch den Hirschjäger verursacht worden sein, den der Graf immer entblößt in seinem Gürtel trug, wenn er in die Waldungen ging. Jodokus nahm, als er dies sah, ein schönes Kistchen von einem Wandgestelle und öffnete es. Darin lagen glänzende Scheren und allerlei scharfe

war, zu Gerhard: „Ich werde nun gehen und im Schlosse den Vorfall anzeigen, damit ein Arzt den Kranken besorge. Man wird mich hoffentlich dort nicht erkennen. Auch Ihr dürft niemand sagen, wer den Kranken gerettet hat. Es ist ein Holzknecht gewesen.“

„Es soll so geschehen“, entgegnete Gerhard.

„Ich komme erst nach acht Tagen wieder“, sagte Jodokus, „bis dahin gehabt Euch wohl.“ Mit diesen Worten drückte er dem Greise ein ledernes Beutelchen in die Hand, darin der Lohn eines ganzen Monats enthalten war. Gerhard erwiderte nichts, er sagte nicht einmal, daß er danke, sondern fuhr nur mit der Hand über die Augen; es schien, als wolle er sein Weinen verbergen.

Die Tochter des Försters hatte alles

mitangesehen und gehört. „Ihr müßt erst etwas essen, ehe Ihr hinuntergeht“, sagte sie zu dem Jünglinge; „wir haben schon auf Euch gewartet.“

Jodokus willigte ein, er wechselte auch noch seine Kleider; dann eilte er mit einem herzlichen Gruße aus der Hütte den dunklen Waldsteig hinab.

Um andern Morgen lag die glänzende Himmelsdecke in ihrem schönsten Blau über den Bergen, scharf begrenzt und abgeschnitten von den Duftstreifen der Wälder und deren dunkler Färbung. Von dem gestrigen Wetter war kaum mehr etwas zu sehen, nur daß der leuchtende Sonnenschein auf den feuchten Baumblättern sich spiegelte und tausend und tausend Tropfen im Grase glitzerten.

6. Waldliebe

Nur wenigstes bleibt mehr zu erzählen. Es geschah alles, was nach Gottes weiser Absicht und nach treuer Menschen Liebe geschehen mußte.

Der Graf blieb drei Tage in der Waldhütte, so lange dauerte das Wundsieber. Gräfin Juliana wachte die ganze Zeit an dem Lager ihres Gatten. Sie lernte dabei die Tochter des gewesenen Wildmeisters schäzen und lieben und gedachte sich ihrer und ihres Vaters anzunehmen.

Nach acht Tagen kam ein Bote aus dem Schlosse in den Holzschlag, wo Jodokus arbeitete. Er fragte nach dem Holzknechte Hans, und als er ihn gefunden, sagte er: „Sein Herr, der Graf, lasse ihn zu sich entbieten, der selbe habe ein Wort mit ihm zu reden.“ Jodokus war unzufrieden, daß er entdeckt sei, sprach aber dennoch, zu kommen.

Um andern Tage stieg er den Berg hinab gegen das Grafenschloß. Die Waldhütte des alten Gerhard ließ er seitwärts liegen. Der Graf lag noch zu Bette, aber seine Wunden heilten schön. Als er den Jüngling sah, reichte er ihm die Hand und sagte:

„Ich habe ein Unrecht an Ihnen gutzumachen, Herr Johannes Jodokus; Sie haben mir das Leben gerettet, als ich, vom Gewitter und der Dunkelheit überrascht, den schlimmen Sturz tat.“

„Es war meine Pflicht und Gottes Fügung; jeder andere hätte es auch getan“, erwiderte Jodokus.

„Es mag sein“, sagte der Graf, „doch lassen wir das — Sie haben die Arzneifunde studiert?“

„Ja“, antwortete der Jüngling.

„Und Sie könnten, weil Ihnen die Mittel fehlten, Ihre Studien nicht vollenden?“

Jodokus bejahte.

„Ich werde Ihnen die Mittel geben; wollen Sie mein Anerbieten annehmen?“

Der Jüngling errötete; das hatte er nicht erwartet.

„Es soll kein Almosen sein“, fuhr der Graf fort, „ich erstatte Ihnen nur zurück, was Sie meinem ehemaligen Wildmeister Gerhard, den ich ins Unglück und Elend gebracht, geliehen haben.“

Johannes Jodokus schwieg; es war ihm seltsam zumute. In den Wäldern hatte er die Heiterkeit wiedergefunden. er fühlte sich glücklich in seiner Armut und wußte nicht, ob er sie mit der glänzenden Fernsicht vertauschen solle.

Die Gräfin hatte der ganzen Unterredung beigewohnt. Als sie den Jüngling jetzt zweifeln sah und auch wohl ahnen mochte, welche Gedanken sein Inneres bewegten, unterstützte sie ihren Gatten in seinem Anerbieten. Sie sprach so eindringlich, daß Johannes endlich nachgab und ja sagte.

„Ich danke Ihnen“, sagte der Graf, „nun kann ich mein Unrecht gutmachen. Sehen, Sie, mein Herr, alle unsere Vorfahren hatten eine Leidenschaft, die Sie zu einseitigen und närrischen Handlungen hinriß. Ich glaubte davon frei zu sein und war es erst recht nicht. Aus Jagdlust habe ich einen redlichen Mann ins Elend gestürzt und glaubte noch meine Pflicht getan zu haben. Es ist nun alles offenbar. Die Schlechtigkeiten des ehemaligen Jägerburschen sind enthüllt, und Gerhard wird seine frühere Stelle zurück erhalten. Auch mein Haß gegen die Dichter war einseitig und im Grunde nur eine zweite Narrheit.“

Juliana lächelte freudig bei diesen Worten ihres Gatten; sie war überglücklich.

„Ich will die Kinder rufen“, sagte sie, „ob sie in dem Holzknechte ihren lieben Lehrer wiedererkennen.“

Sie ging. Die Kinder erkannten den Herrn Jodokus sogleich und freuten sich und reichten ihm die Hand. „Es ist gut, daß Sie wieder bei uns sind. Aber warum sind Sie fortgegangen und sogar Holzknecht geworden? Da mußten Sie ja ihre schönen Bücher liegenlassen“, sagten sie.

Und Karl schaute mit seinen schwärmerischen braunen Augen recht treuherzig in das Antlitz seines Lehrers und fragte leise: „Werden Sie nun bei uns bleiben? Ich habe oft an Sie gedacht und viel für Sie gebetet.“

„Nein, Kind“, sagte die Gräfin, „Herr Johannes wird noch einmal gehen, er ist ein Arzt und wird seine Studien vollenden. Aber dann kommt er wieder und verläßt uns nie mehr.“

Trauer flog über die Stirne Karls, er schwieg; dann aber sagte er: „Es muß wohl so recht sein, und wenn Sie wieder kommen, ist ja alles gut.“

Sie plauderten noch lange miteinander. Die Gräfin besorgte für Herrn Jodokus seine Kleider, daß er seinem Stande gemäß erscheinen könne.

„Ich werde alles für Sie ordnen, daß Sie keinen Mangel haben; in acht Tagen sollen die Sachen bereit sein, und dann können Sie abreisen“, sagte sie.

Am Nachmittag ging Jodokus hinauf in die Waldhütte. Er ging mit schwerem Herzen, denn es lag eine Last auf seiner Brust.

Gerhard und seine Tochter wußten schon alles; der Graf hatte ihnen die Dinge mitgeteilt. Sie freuten sich über das Glück des Jünglings, und doch schien es auch wieder, als ob Marias Augen rotverweint seien.

Ehe Jodokus für heute Abschied nahm, sagte er zu Gerhard, er habe noch ein Wort allein mit ihm zu reden. Sie gingen darauf hinaus in den Wald.

Sie schritten nebeneinander her, Jodokus redete von den schönen Buchenstämmen, die standen, er redete von dem Walde und seinen Freuden; aber er tat dies mit einer Zerstreutheit, daß man ihm wohl anmerken konnte, er habe etwas anderes auf dem Herzen. Endlich blieb er mit einem Male stehen, schlug die Augen nieder und sagte dann traurig:

„Gerhard, ich gehe also in die große Stadt, um meine Studien fortzusetzen, da der Graf es einmal will.“

„Er tut recht daran“, sagte der Förster.

„Ich würde nicht gehen, wenn nicht ohne mich für Euch und Euer Kind gesorgt wäre — ich würde gewiß nicht gehen“, sagte Jodokus noch verlegener.

„Ihr seid gut, Johannes“, entgegnete der Greis gerührt; „Ihr habt viel für uns getan; Gott wird Euch dafür segnen.“

Der Jüngling wurde rot; er schwieg eine Weile.

„Vater, ich habe noch eine Bitte.“

„So redet.“

„Würdet Ihr mir Maria zum Weibe geben, wenn ich nach Vollendung meiner Studien sie ernähren kann und die Kinder, so mir der liebe Gott Kinder schenkt?“

Johannes seufzte tief auf, nachdem er diese Frage gestellt hatte; es war, als sei die Last von seiner Brust genommen. Mit bangem und liebem Blicke hing sein Auge an dem Munde des Mannes.

Gerhard erwiederte diesen Blick. „Ihr seid ein braver Jüngling; aber ich bin

arm, und meine Tochter ist nur eine arme Bäuerin.“

„Das ist es ja gerade, warum ich sie so unendlich liebe“, rief der Jüngling stürmisch aus. „In der Armut bin ich glücklich geworden, und Maria ist eine Perle, die ich besitzen will, die mein kostbarster Schatz sein soll.“

Gerhard lächelte. „Ich werde Maria fragen“, sagte er; „wenn sie Euch liebt, dann habe ich nichts dagegen, dann lege ich eure Hände ineinander, daß Gott euch segnen möge. Nun geht, Jodokus; nach zwei Tagen kommt wieder, und Ihr sollt die Antwort hören.“

Sie gingen miteinander zur Hütte, und dort trennten sie sich. Jodokus ging hoffend und bangend. „O, sie wird mich lieben“, sagte er zu sich selber; „sie liebt mich, ich hab's aus ihren Augen gesehen.“

Und als er zu dem Buchenstamme kam, wo das Muttergottesbildchen hing und wo er Maria zum erstenmal getroffen hatte, kniete er nieder und betete. Er betete heiß und innig und legte vor Gott ein Versprechen ab, daß er das Mädchen heilig halten und ihr treu bleibten wolle bis zum Tode.

Er hatte richtig in den züchtigen Augen des Mädchens gelesen.

Als Jodokus am zweiten Tage in seinen Kleidern den Waldsteig hinaufging, kam ihm Gerhard entgegen.

„Es ist gut“, sagte er; „ihr werdet beide glücklich sein.“

Maria war nicht in der Waldhütte, als sie dort ankamen. „Sie ist in das Gehölz gegangen und wird gleich zurückkehren“, sagte der Vater.

Bald darauf hörten sie das Mädchen in das Haus eintreten; sie kam nicht in die Stube, bis Gerhard ihr rief.

Sie schlug die Augen nieder, sie grüßte nur leise, als sie die Türe öffnete. Doch Gerhard trat auf sie zu und führte sie zu Jodokus. Er legte ihre rauhe Hand in die des Jünglings und sagte:

„Gott segne euch, liebe Kinder!“

„Maria, mit Gott“, sagte Jodokus.

„Mit Gott, Johannes“, antwortete sie.

Dann knieten sie nieder und batzen den Vater um seinen Segen. Er gab ihn mit vollem Herzen.

„Nun laßt uns Abschied nehmen“, sagte er dann; „es ist gut so. Ich werde dich begleiten, mein Sohn.“

Der Graf war zufrieden, als er das Geschehene hörte; er beglückwünschte den Jüngling. Noch zufriedener war Julian: „Ich werde die Ausstattung liefern“, sagte sie.

Am andern Morgen reiste Jodokus nach der Universitätsstadt.

Dann zog der eisige Winter in die Berge ein, die Flocken segten durch den Wald und bedeckten ihn mit Schnee. Aber der Schnee schmolz, die Gesträucher grünten, der Wald färbte sich braunrot von den roten Kapseln der Knospen, die dicker und dicker wurden, und endlich stand auch er im vollsten Frühlingsschmuck, und die Vögel sangen darin: es war nur Lust und Fröhlichkeit.

Im Maimonat wurde in dem Wildparke des Grafen, vor dem schmucken Försterhäuschen, in dem Gerhard wohnte, die Hochzeit des Herrn Doktor Johannes Jodokus mit Maria, der Tochter des gräßlichen Wildmeisters, gefeiert. Auf dem grünen Rasenplatze unter den hohen Buchenstämmen wurde das Hochzeitmahl gehalten. Der Graf, seine Gemahlin und seine beiden Söhne, der Förster aus der Gemarfung, in welcher Jodokus Holz gefällt, gespalten und geklaftet hatte, und noch viele andere Gäste saßen an den Ehrenplätzen neben Braut und Bräutigam und dem glücklichen Vater.

Und ringsherum saßen an weißen Tannentischen die sämtlichen Holzknechte, die früheren Kameraden des Herrn Johannes Jodokus. Sie nahmen teil an dem Mahle und an der allgemeinen Freude.

Seit dem Tage, an welchem Jodokus die Erzählung des entlassenen Wildmeisters, seines jetzigen Schwiegervaters, und den darauf gefassten Entschluß niedergeschrieben, hat er nichts mehr in sein Gedächtnisbuch ausgezeichnet. Nur am Abend des Hochzeitstages schrieb er die folgenden Worte hinein:

„Weil mich der liebe Gott so gnädig geführt hat, mir meine Heiterkeit wieder gab und noch dazu ein so liebes, gutes, braves Weib, will ich ihm zeitlebens dankbar sein. Ich will meine Kinder für

ihn erziehen, mein Weib lieben, trok als lem was kommen mag, und meinen Beruf mit heiliger Treue, besonders zum Wohle der Armen und Notleidenden, verwalten.“

Dieses dreifache Versprechen hat er bis zur Stunde gehalten.

Dann folgen noch die Namen seiner Kinder. Bei jedem ist der Tag verzeichnet, an dem es geboren und getauft wurde, an dem es die erste hl. Kommunion empfing oder einen sonstigen wichtigen Lebensschritt tat.

Gedichtet hat Jodokus nicht mehr; in seinem Schreibpulte aber liegen zwei Päckchen, in denen er noch zuweilen blättert. Das eine ist mit roter, das andere mit grüner Seide umwunden; in dem ersten sind die Gedichte, welche die Buchhändler zurückgewiesen, in dem andern die Lieder, welche in der frischen Wald einsamkeit entstanden sind.

Der jüngste Sohn ist nun sieben Jahre alt — ein munterer, frischer Knabe. Die Leute sagen, mit Ausnahme der klaren blauen Augen und der goldblonden Haare, die er mit seinen übrigen Geschwistern von der Mutter ererbt habe, sehe er dem Vater am ähnlichsten.

Der Knabe steht zuweilen am Fenster und schaut mit schwärmerischem Blick auf das duftblaue Band der Wälder. Oft auch hält er mitten im Spiele oder im Lernen inne, und seine schönen blauen Augen haften wie träumend an dem Himmel oder an einer glänzenden Blume der Erde. Und wenn er Musik hört, dann legt er den Finger auf den Mund und steht lauschend da, bis die letzten Klänge verwehen.

Der greise Graf hat seine Freude an dem Kinde. „Herr Jodokus, der wird ein Dichter“, sagt er oft lächelnd.

Und Jodokus antwortet stets: „Gnädiger Herr, die Zeit wird's lehren.“

Missionsbrüder!

Nicht nur Missionspriester, sondern auch Laienbrüder sind für die Entwicklung der Mission von hervorragender Bedeutung! Darum opferfreudiger, für Christus u. seine Kirche begeisterter Jungling, reihe dich ein in die wackere Schar der Heidenapostel u. werde Missionsbruder. Anmeldungen richte man an die Hochw. P. Rektoren der Missionshäuser St. Joseph, Reimlingen (Bay.), St. Paul, Post Walbeck (Rhld.), St. Joseph, Altdorf (Schweiz).

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland; Mariannhiller Mission, Würzburg, Pleicherring 3
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben